



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 25 December 11, 1952

Köln: Bund-Verlag, December 11, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

er-
en
en
m-

lo
it
k-
en
on
h-
in
a-
i-
n-
D-

r-
er
r-
r-
er
n
e
er
e
t-
d

r
s
i-
D
g
i,
n

t
n

r
l
e
t



*Max
LePrieux*

AUFWÄRTS

„Fürchtet euch nicht! Ich verkünde euch eine große Freude!“

Köln, 11. Dez. 1952 • Jahrgang 5 • Preis 30 Pf • Nr. 25/26

Einigkeit durch Gesang

Auf der ersten Gemeinderatssitzung nach der Kommunalwahl in Wiershausen (Kreis Hann.-Münden) erschien zur Überraschung der neuen Gemeindevertreter der örtliche Gesangsverein und sang das Lied „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“. Der Appell der Sänger hatte so durchschlagenden Erfolg, daß sämtliche Beschlüsse einschließlich der Bürgermeisterwahl einstimmig erfolgten.



Eine zarte Natur

„Wertes Fräulein“, schrieb eine Mutter aus Viechtach (Bayern) an die Lehrerin ihres Sprößlings, der verhaue worden war, „mein Sohn ist eine zarte Natur! Wenn er in der Schule etwas anstellt, dann hauen Sie nicht ihm, sondern seinem Nebenmann eine herunter. Mein Junge erschrickt dann und ist wieder brav!“

Brett wäre besser

Alle Schüler in der Ostzone müssen künftig jeden Morgen zu einem Fahnenappell in ihrem Schulhof aufmarschieren. Nach einem vormilitärischen Ordnungsreglement, das das Ostzonen-Volksbildungsministerium in einer Informationsschrift für Erziehungsfunktionäre bekanntgegeben hat, muß der Schuldirektor, nachdem ihm die angetretenen Kinder „gemeldet“ worden sind, den Schultag mit dem „Pionier“-Gruß — flache Hand vor der Stirn — eröffnen. (Die „Jungen Pioniere“ sind die kommunistische Kinderorganisation.)

Die Übertretung

Bei seinem 40jährigen Dienstjubiläum, das er dieser Tage in Mainz feierte, gestand ein Straßenbahner schüchtern seinen Freunden, daß er nur einmal in seinen 40 Dienstjahren die Vorschrift durchbrochen habe, wonach ein Straßenbahnführer sich nicht mit den Fahrgästen unterhalten darf. Bei diesem Gespräch habe er seine Frau kennengelernt, mit der er seitdem sehr glücklich zusammenlebe.

Nur leicht anheben

Das Herumschwenken der Partnerin an den Fußgelenken sowie rein akrobatische Bewegungen seien unzulässig, erklärten Experten des britischen „Board of Ball-Room Dancing“. Mit dieser Entscheidung sollen die Grenzen zwischen Tanzturnier und akrobatischer Darbietung definiert werden. Sie verlangen, daß die Füße beim Tanz auf dem Parkett bleiben und nur ein leichtes „Anheben der Partnerin“ erlaubt wird.

Schulhausflüge immer noch im Gleichschritt

Das Sowjetzonen-Volksbildungsministerium hat in einem Rundschreiben alle Schulen der Sowjetzone aufgefordert, bei gemeinsamen Schulausflügen auf die „natürliche disziplinierende Wirkung des Gleichschritts nicht zu verzichten. Im Unterricht für körperliche Erziehung sollen dazu entsprechende Ordnungsübungen abgehalten werden, zu denen nach Möglichkeit Ausbilder der Volkspolizei mit der Bitte eingeladen werden sollen, „bei der Herstellung einer guten äußeren Disziplin behilflich zu sein“.

Das gibt es nur in Ottawa

Das Vertrauen, das ein kanadischer Restaurationsbesitzer in der Stadt Victoria in seine Kundschaft setzte, wurde glänzend belohnt. Eine Woche lang ließ der Gastwirt in seinen beiden Lokalen die Gäste nach eigenem Ermessen für Speise und Trank bezahlen. Die Gäste durften sogar die Registrierkasse bedienen. Der Erfolg war, daß viele Gäste mehr bezahlten, als von ihnen normalerweise verlangt worden wäre.



„Ich muß doch dahinter kommen, wer hier Sabotage treibt!“

Unsere Meinung

Saar-Polizei bei Verschwörungen gern zu Diensten

In der Nacht vom 19. zum 20. November haben etliche von Dr. Edgar Hectors Mannen bei einem Spezialauftrag kalte Füße bekommen. Die Kriminalbeamten des saarländischen Innenministers mit der französischen Staatsbürgerschaft mußten unentwegt ein Haus in Saarbrückens Brauerstraße umkreisen — das Haus der Einheitsgewerkschaft. Ein ziviles Rollkommando durfte es sich dagegen im Haus bequem machen und auf Gewerkschaftskosten für 14 052 Franken Bier und Wurst liquidieren. Nachdem unweit der Brauerstraße noch einmal das Überfallkommando unterrichtet und der Motor eines Wasserwerfers für alle Fälle überprüft worden war, konnten die Vorbereitungen als abgeschlossen gelten. Dr. Hectors Strategen hatten eine Falle aufgestellt, in der sich ein saarländischer Al Capone hätte fangen müssen. Am Morgen des 20. November begann diese gutgeschmierte Maschine zu laufen. Als der Vorsitzende des saarländischen Industrie-Verbandes Bergbau und gleichzeitige Vorsitzende der Einheitsgewerkschaft, Paul Kutsch, der Stellvertretende Vorsitzende des Bergarbeiterverbandes, der Jugendsekretär der Einheitsgewerkschaft und andere Funktionäre vor dem Gewerkschaftshaus aus einem Wagen stiegen, erschien „spontan“ das wurstgestärkte Rollkommando — inzwischen auf über 100 Mann angewachsen. Es präsentierte dem Vorsitzenden ein Schreiben, wonach ein „Schiedsgericht“ des IV Bergbau ihn und sechs Funktionäre aller Funktionen enthoben habe. Dann tauchten Dr. Edgar Hectors uniformierte und auch nicht uniformierte Mannen auf und begannen sofort als treue Hüter der Ordnung, diese neue „Ordnung“ zu hüten. Paul Kutsch und seine Freunde durften das Gewerkschaftshaus nicht mehr betreten. Die Türen ihrer Dienstzimmer wurden mit Sicherheitsschlössern für ebenfalls 14 500 Franken geziert. Die Schlüssel verwahrt das Haupt der Putschisten, Sebastian Glöbel.

Einige „unauffällige Herren“ zeigen nun seit diesem schwarzen Tag der Saargewerkschaft ein lebhaftes Interesse für die Bahnhofstraße Nummer 6 in Neunkirchen. Zweimal je Tag mindestens streifen sie deswegen diesen verrusteten „Kudamm“ Neunkirchens auf und ab, vorbei an der örtlichen Geschäftsstelle des Industrieverbandes Bergbau. Da man aber wohl seit jenen Tagen der Gestapo jedem „Kriminalisten“ mit politischem Auftrag auf 20 Schritt den „Bullen“ ansieht, dürfen diese „unauffälligen Herren“ nicht gerade vor der Geschäftsstelle stehenbleiben, sofern sie nicht zu arg auffallen wollen.

Trotzdem bleibt ihnen die Geschäftsstelle ein Dorn im Auge. Dort sitzen nämlich jetzt die Männer, denen der „Gewerkschafter“ Glöbel und seine Leute und der Polizist Edgar Hector die Erfüllung der von den Gewerkschaftsmitgliedern übertragenen Aufgaben unmöglich machen wollen. Wohl ist den Putschisten gelungen, „auf den Fäusten der Polizei“ das Zentralbüro der Bergarbeiter zu erobern — den Verband haben sie aber deswegen noch lange nicht. Sie haben nicht einmal die örtlichen Geschäftsstellen des Verbandes. Die halten ohne Ausnahme im gesamten Saarland treu zu ihrer rechtmäßigen Verbandsleitung.

Le Directeur aber hatte große Ohren — Direktor Montaut von der „Regie des Mines“ nämlich. „Regie des Mines de la Sarre“ ist jene französische Gesellschaft, die auf Grund der Wirtschaftskonventionen alle saarländische Kohle nicht zum Besten des Saarlandes und seiner Bevölkerung schürft, und Monsieur Montaut ist deren Direktor. Le Directeur nun war schon 14 Tage vor dem Glöbel-und-Genossen-Putsch in der Lage, zu prophezeien: „abe ge'ört, Einheitsgewerkschaft fällt auseinander!“

Wenn Monsieur Montaut zunächst auch nicht ganz zutreffend prophezeit hat, so ist er gewiß doch nicht unzufrieden mit dieser

„gewerkschaftlichen“ Entwicklung. War doch der Industrieverband Bergbau wie überhaupt die ganze Einheitsgewerkschaft für ihn keine reine Freude! Immer wieder rechneten die Bergarbeiter der „Regie des Mines“ vor, daß sie für jede zugunsten Frankreichs geförderte Tonne Saarkohle bloß 40 Franken gleich 48 Pfennig bezahlt, während der saarländische Steuerzahler prompt für jede Tonne 500 Franken gleich 6 DM draufzahlen muß, um die Förderkosten zu decken.

Da „Regie des Mines de la Sarre“ um jeden Preis hoch verdienen wollte, verweigerte sie den Saarkumpels auch dann noch eine 5prozentige Lohnerhöhung, als sie von einem Schiedsausschuß empfohlen wurde. Die vertragliche Regelung, die Frankreich zur Ausbeute der Saargruben ermächtigt, die „Bergbaukonventionen“, banden den Kumpels die Hände. Sie konnten nicht streiken, weil sie gegen französische Gendarmen hätten streiken müssen! Was Wunder, daß der Industrieverband Bergbau und überhaupt die Mehrheit der ganzen Einheitsgewerkschaft weder dem System freundlich gegenübersteht, das diese Konventionen geschaffen hat, noch den Konventionen selbst. Als Paul Kutsch im Frühjahr Erster Vorsitzender des Bergarbeiterverbandes und der Einheitsgewerkschaft wurde, war es daher seine Pflicht und auch die Pflicht seiner gewerkschaftlichen Freunde, den Hauptkampf zu richten gegen diese Konventionen.

Le Directeur Gilbert Grandval — Frankreichs „Botschafter“ an der Saar, der eine Mammutbotschaft kommandiert, die mit 600 Mann Personal zehnmal so groß ist wie die Französische Botschaft in den USA — und Ministerpräsident Johannes Hoffmann, genannt Joho, regieren das Saarland. Und sie haben sich schon mehr als einmal über die Einheitsgewerkschaft geärgert!

Schmutzige Hände holen sich die Herren aber nicht gern direkt. Für solche Fälle ist Edgar Hector zuständig. Große Mühe aber konnte auch der sich sparen, als „Gewerkschafter“ Glöbel und Genossen auf den Plan traten. Die bestellten unter sich kurzerhand jenen „Schiedsausschuß des Industrieverbandes Bergbau“ just zu der Zeit, als sich Paul Kutsch, der Vorsitzende, auf einer Tagung in der Schweiz befand. Dieser „Schiedsausschuß“ fabrizierte dann den „Ausschluß“ des Vorsitzenden Kutsch und der sechs anderen Funktionäre aus dem IV Bergbau. Dabei war an dem Resultat dieser „Schiedsausschußsitzung“ von vornherein so wenig zu rütteln wie an dem Resultat eines Schiedsprozesses im Lande Stalins. Nach der Sitzung begann das „Schiedsausschuß“-Trio damit, den Gewerkschaftsmitgliedern zu erzählen, ihr Vorsitzender habe gar keine gewerkschaftliche Arbeit geleistet, sondern nur politische im „Auftrage Bonns“. Der Vorstand des IV Bergbau reagierte insofern darauf, als er Paul Kutsch einstimmig das Vertrauen aussprach, was die große Mehrheit der Gewerkschafter mit Genugtuung begrüßt hat. Die „Schattenregierung“ im Gewerkschaftshaus von Saarbrücken mußte nun noch einmal Dr. Hector bemühen. Die Männer von Neunkirchen hatten zum 4. Dezember, dem St.-Barbara-Tag, eine außerordentliche Generalversammlung des Industrieverbandes Bergbau einberufen. Paul Kutsch, der rechtmäßige Vorsitzende, saß unterdes in einem kleinen saarländischen Dorf, das zu erreichen eine Stunde Fußmarsch kostet. Dort konnte er sich für die Generalversammlung vorbereiten, auf der die Kumpels über Recht und Unrecht entscheiden sollten. Aber am Morgen des 3. Dezember mußte der Briefträger im Neunkirchener provisorischen Verbandslokal einen Bescheid abliefern. Der Herr Bürgermeister von Neunkirchen/Saar hat es den Kumpels verboten, über Recht und Unrecht zu entscheiden!

In Buxtehude standen siebzig vor Gericht

Wenn einem jemand zuwider ist, wünscht man ihn auf den Blocksberg oder dorthin, wo der Pfeffer wächst, oder nach Buxtehude. Das ist örtlich verschieden.

Den Blocksberg kenne ich nicht. Ich war auch noch nicht dort, wo der Pfeffer wächst. Aber an Buxtehude, das ist etwas Wahres dran, ja es übertrifft diesbezüglich alle Erwartungen. Siebzig Handwerksmeister — viel mehr wird es in dem Städtchen sowieso nicht geben — aus Buxtehude und Umgebung sind der Gewerbeaufsicht bekannt geworden, die von ihren Lehrlingen bis zu hundert Arbeitsstunden wöchentlich verlangt haben. Und solche Arbeitsverhältnisse scheut man sich schließlich seinem ärgsten Feind zu wünschen.

Dabei liegt Buxtehude in jenem fortschrittlichen Land Niedersachsen, wo die Arbeitszeit für Jugendliche unter 18 Jahren auf 42 Stunden je Woche festgesetzt ist im Gegensatz zu den 48 Stunden im übrigen Bundesgebiet. Nur in Ausnahmefällen gestatten Niedersachsens Gewerbeaufsichtsämter 45 Stunden wöchentlich.

Aber die siebzig Handwerksmeister aus Buxtehude und Umgebung hielten just das doppelte Quantum für angebracht und nütz-

lich. Am 29. November stand der erste von ihnen vor dem Amtsgericht, jener Schlachtermeister aus Aherstedt nämlich, der die Lehrlinge nach seinen eigenen Worten „scharf hergenommen“ hatte, was besagt, daß er sie werk-, sonn- und feiertäglich von morgens früh bis zum späten Abend in Trab hielt und für das Wort Urlaub grundsätzlich taub war. Urteil: 300 Mark Geldstrafe an Stelle einer an sich verwirkten Gefängnisstrafe von 30 Tagen. Topp, wird sich da der Herr Schlachtermeister gedacht haben, das ist wahrlich kein schlechtes Geschäft. Und da hat er recht. Für 300 Mark kann er einen Gesellen allenfalls rund fünf Wochen beschäftigen. Aber für dieselben 300 Mark hat er jahrelang Lehrlinge ausgebeutet und den ... zigfachen Gewinn erzielt. Topp, die Rechnung ging auf.

Ist ja ganz gut, daß sich die Gerichte endlich mal in größerem Maße mit solchen „Bagatellen“ befassen. Aber wenn die restlichen 69 Ausbeuter, die in diesen Tagen „dran sind“, genau so glimpflich abkommen, dann werden eines Tages solche Meister mit einem lachenden und einem weinenden Auge die Brieftasche zücken und — den Betrag als kleine Geschäftskosten betrachten.

Nun reitet er wieder durch deutsche Kinos

Herr Birgel nämlich. Für Deutschland. Für was auch sonst! Nichts ist doch sinnvoller, als für Deutschland „herrenzureiten“, zumal jetzt, wo Draufgänger wieder im Kurs steigen.

Einst ritt er, der Birgel, über die Kinoleinwände der Nazizeit, vertrat mit Erfolg den heroischen Unsinn „Deutschland muß reiten, auch wenn wir sterben müssen“. Dann kam die finstere, demokratische Zeit. Jetzt darf er wieder. Obwohl wir ja noch demokratisch sind, so demokratisch sogar, daß wir uns Schmarren ansehen können. Und nachher klatschen, wie das Publikum in Düsseldorf.

Der ehemalige Rittmeister — soldatisch mit zwei t und auch sonst auf Kasinoton gedreht — hält die Reiterei für wichtiger als das pommerische Gut. Die Nazis gaben ihm recht samt dem Drehbuchschreiber: er siegt — als einziger Deutscher — beim „Großen Preis von Europa“ (wie sinnig!). Deutschlandlied und

Tränen. Gut ist gerettet, Frau gewonnen, Pferde dürfen behalten werden. Dazu gibt's einige BDM-Erotik zwischen Nesthäkchen und RAD-Kameradschaftlichkeit. Und Kommandos. Und heroische Überwindung eines angequetschten Rückgrats. Man gibt sich chauvinistisch. Die Weimarer Demokratie — zu der Zeit spielt die Geschichte — stellt sich dar als ein Sumpf, in dem Schieber, Wüstlinge, lockere Mädchen und korrupte Bankdirektoren regieren, die wenig Sinn für die edle Reitkunst und die Zucht von Militärpferden haben.

Ein Nazifilm also, hemmungslos und deutlich. So weit sind wir also schon wieder. Die bejubelte Wiederaufführung von ... reitet für Deutschland“ ist für die Demokratie ein verlorenes Gefecht, wie „Don Camillo“ und „Entscheidung vor Morgen-grauen“ ein gewonnenes ist. Aber dazu warf man Stinkbomben. Wie lange hält sich das noch die Waage? Eine bange Frage. Für Kultur und Politik.

—rhw— im „Michael“



Das Licht kommt von innen

Im letzten Drittel des Monats Dezember stehen in jedem Jahr zwei Dinge im Vordergrund. Erst Weihnachten, das Fest des Friedens und der Liebe, und einige Tage später der Jahreswechsel.

Im Mittelpunkt der Betrachtungen, Erzählungen und Dichtungen zum Weihnachtsfest stehen die Worte, Frieden, Nächstenliebe, Güte und Besinnung. Viel Schönes, Mahnendes, Hinweisendes wird dazu gesagt. In der ganzen Welt sprechen die Menschen von Frieden, dem Wort, das jeder verwirklicht sehen möchte und das Wunsch und Sehnsucht aller enthält. Und doch ist kein Frieden. In Korea und Indochina wütet der Krieg. In Kenia, Tunesien und anderen Kolonialländern werden die Gewehre geladen. In anderen Teilen der Welt werden die Menschen von dem Regime der Gewalt beherrscht. Und in den einzelnen Ländern selbst gibt es soziale, wirtschaftliche und politische Kämpfe, die Formen annehmen, die die Menschenwürde aufs tiefste verletzen und alle Zugänge zueinander versperren. Am Tisch jeder Familie sitzt die Sorge um die Existenz, den Beruf, um Kinder und Eltern und nicht zuletzt um Nahrung und Brot.

Überall ist Unterdrückung, Neid, Haß, Mißtrauen, Gewalt, überall ist Rastlosigkeit, Unruhe, Egoismus, Herrschsucht, überall spricht man verschiedene Sprachen, sie reden deutsch, französisch, chinesisch, selbst in den eigenen Ländern. Keiner versteht den anderen oder will ihn verstehen. Klein ist der Kreis derer, die die Sprache des Mitmenschen nicht nur sprechen, sondern auch vorleben. Die Sprache des Zueinanderfindens, die Sprache der Geduld und des Verstehens, die Freundschaft und der Hilfe, die Sprache der Klugheit und des Wissens. Ganz einfach, die Sprache des Herzens, die die Sprache aller Menschen ist.

Doch das kann man nicht fordern, das kann man nicht zu einem Aufruf machen, solange der einzelne nicht selbst diese Sprache redet und vorlebt. Wenn wir vom Frieden reden und ihn fordern, müssen wir erst in unserem eigenen Bereich friedlich und verständnisvoll sein. Wenn wir von der Nächstenliebe sprechen, müssen wir erst Mitmensch sein. Dann müssen wir die Menschen, die neben oder mit uns gehen mit ihren Schwächen, ihren Nöten, ihrer Hilflosigkeit, ihren Sorgen, sehen, verstehen und ihnen ein Helfender sein. Nicht mit der Geldspende, sondern als Mensch, als Verstehender, als Freund, als Mitarbeiter, als Kollegin oder Kollege.

Hier liegen die Wurzeln des Friedens und der Menschenliebe. Diese Wurzeln sind noch nicht in den Menschen abgestorben. In jedem einzelnen leben sie noch. Wir erleben es täglich, wenn bei diesem oder jenem dieses Menschenwürdige spontan für einen Augenblick durchbricht und er dem anderen hilft und zur Seite steht. Nur die Unrast der Zeit, die Sorgen ums tägliche Brot, die Jagd nach Geld und Erfolg und die Dummheit anderer verhindern, daß diese noch lebenden Wurzeln zum Durchbruch kommen.

Die Jugend der Welt will Frieden. Sie will eine bessere und schönere Welt. Sie will den Irrsinn aller vergangenen Generationen beenden. Sie will Tag für Tag arbeiten, damit es die Menschen leichter haben, damit Freude, Frieden den Menschen gegeben werde. Das soll gelten nicht nur für das eigene Land, sondern für Europa, für die Welt.

Es genügt nicht, daß sie es fordert. Sondern sie muß ein Stück dieser künftigen Welt leben.

Ein fernes Licht leuchtet ihr. Aber dieses Licht kommt von innen, aus dem einzelnen. Sie muß leben und arbeiten in der Verantwortung vor der Zukunft und dem Blick auf den Mitmenschen und der Erfüllung, das Ihrige mit gutem Gewissen getan zu haben.

Wenn die Glocken in der Christnacht von den Türmen klingen und künden „Frieden auf Erden“, kann jeder zur Erfüllung dieses Wortes seinen großen Beitrag leisten, wenn er in seinem Lebensbezirk vorlebt und bewährt, was er im großen verwirklicht sehen will.

Hans Treppte

Ein wenig Scham, bitte!

Die Herren Ritterkreuzträger der Nazi-Ara haben soeben, zu ihrem 1. Bundestreffen, ein „internes Manifest“ herausgegeben, in dem erklärt wird, daß „der deutsche Schwertadel berufen sei, Deutschlands Ansehen in der Welt wieder zum alten, strahlenden Glanz zu erwecken“.

Der „alte, strahlende Glanz“, den die Herren vom „Schwertadel“ wieder aufpolieren wollen, bezieht sich doch, wenn Worte einen Sinn haben, auf das Schalten und Walten der hitlerischen Wehrmacht im letzten Weltkrieg.

Der „Glanz“ strahlte so hell über dem unterworfenen Europa, daß die Welt mit Abscheu von seinen „Strahlen“ Kenntnis nahm. Die Deportation in die Gasöfen, die der teutonische „Schwertadel“ zumindest feige tolerierte, die Massenerschießungen unschuldiger Geiseln, die Ruinen der eingäscherten Dörfer und Städte in Frankreich, in Holland, in der Tschechoslowakei und in Polen zeigten den „Adel“ dieser Schwert-Adeligen in voller und blutiger Aktion.

Und es sind ja nicht die einfachen deutschen Soldaten, die „Landsr“, die aufs Podium steigen und mit hohlen und provokatorischen Phrasen sich Lorbeeren aus dem dünnen Laub flechten, mit dem die Gräber der zahllosen namenlosen Opfer bedeckt sind.

Die Unbelehrbaren sind es, diese bramabasierenden Oberlehrertypen in Uniform und ohne Gewissen, die Deutschland in der Welt so verhaßt gemacht haben, und die ihrer Nation und ihrem Volk allein durch Schweigen noch dienen könnten.

Statt dessen brüllen sie ihre Schande von allen Dächern und sind noch stolz darauf.

Heute versuchen die Zivilisten in Deutschland in täglicher mühevoller Arbeit zu reparieren, was der „Schwertadel“ in seiner barbarischen Unvernunft zerschlagen und zerstört hat.

Den „alten, strahlenden Glanz“ aber, von dem die Herren mit dem Ritterkreuz faseln, sollte man klafertief in die Erde versenken.

So tief, daß selbst der blindeste „Schwertadlige“ das neue Europa nicht mehr mit seinem Irrlicht irritieren kann.

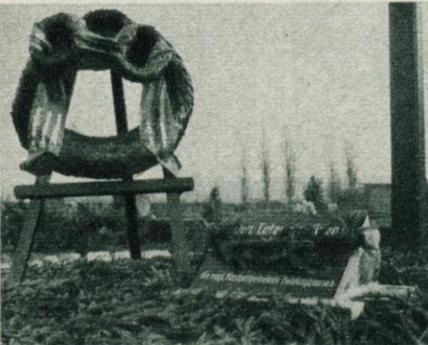
Kurt Kaiser-Blüth.



„Stille Nacht, heilige Nacht...“ singen die Kinder im Altersheim. Ihren andächtigen Gesichtern glaubt man die frohe Botschaft. Sie haben noch etwas an sich von dem Glanz der Engel, die einstmals die Geburt des Gottessohnes verkündeten.



Vergessen haben wir vielfach schon wieder die düsteren Jahre des Krieges. Der Kirchenvorstand von Röhlinghausen/Ruhr vergaß sogar, wie lange der Krieg dauerte. Eine Girlande verdeckte bei der Einweihung des Kriegerdenkmals schamhaft die Feststellung: Der 2. Weltkrieg fand statt von 1939 bis 1952.



„Entscheidung im Morgengrauen“ heißt der neue Film, den ihr euch unbedingt ansehen müßt. Er behandelt die Fragwürdigkeit des Soldateneides. Hier feiern Oskar Werner und Hildegard Knef die deutsche Premiere.



Paul Eluard starb. Frankreichs bedeutendste Künstler trauern um den toten Dichter, dessen Werke Weltruf erwarben. An der Trauerfeier auf dem Pere-Lachaise-Friedhof nahmen teil (von links nach rechts): Jean Cocteau, die Tochter des Verstorbenen, Louis Aragon, die Witwe Eluards, Pablo Picasso und Elsa Triolet.

Fotos: Keystone (4), Paul Senn, Bern (1)

Mabel ist verhext

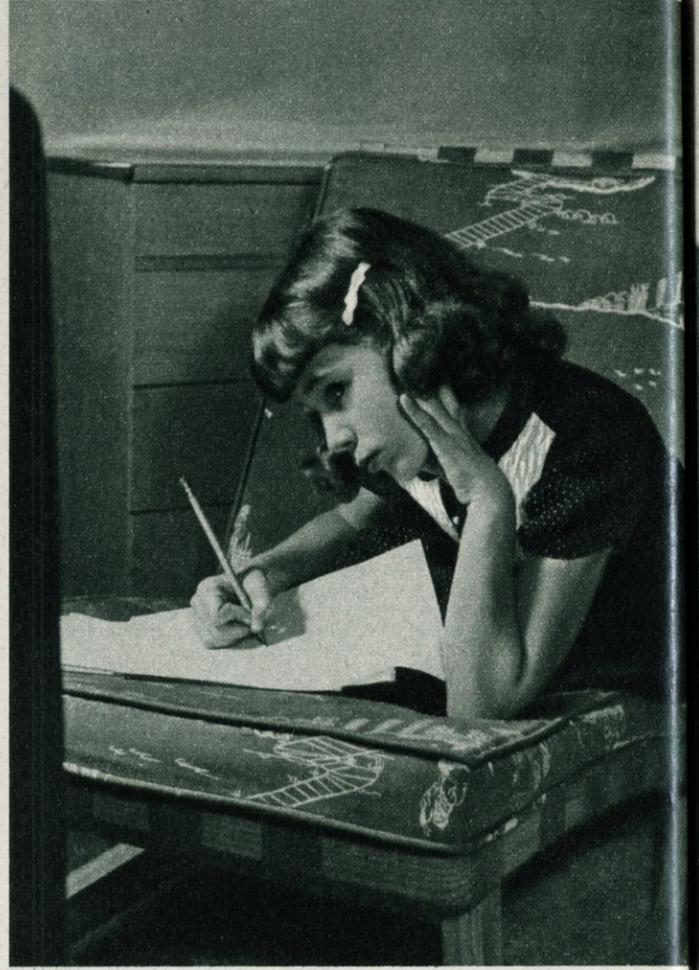
Ist Fernsehen für Kinder gefährlich? 19

Vorläufig ist das ja bei uns noch ungefährlich. Wenn wirklich ab Neujahr zwei Stunden je Tag von acht bis zehn am Abend ferngesehen werden kann, und die Familie sitzt dann traulich vereint im dämmrigen Wohnzimmer, und von der Oma bis zum Enkelchen genießt alles selig verzückt eine Oper oder eine feine Operette oder ein erbauliches Hörspiel, dann kann man ja diese größte Erfindung aller Zeiten ruhig als familienfördernde Einrichtung betrachten. Sofern man einen Fernsehapparat hat. Aber die zwei Stunden Fernsehen je Tag sind ja nur der Anfang, und es werden auch nicht immer erbauliche Hörspiele sein, die über den Bildschirm gehen. Was man jeden Tag haben kann, hat nachher nicht mehr soviel Wert. Und jeden Tag nur Erbauliches...

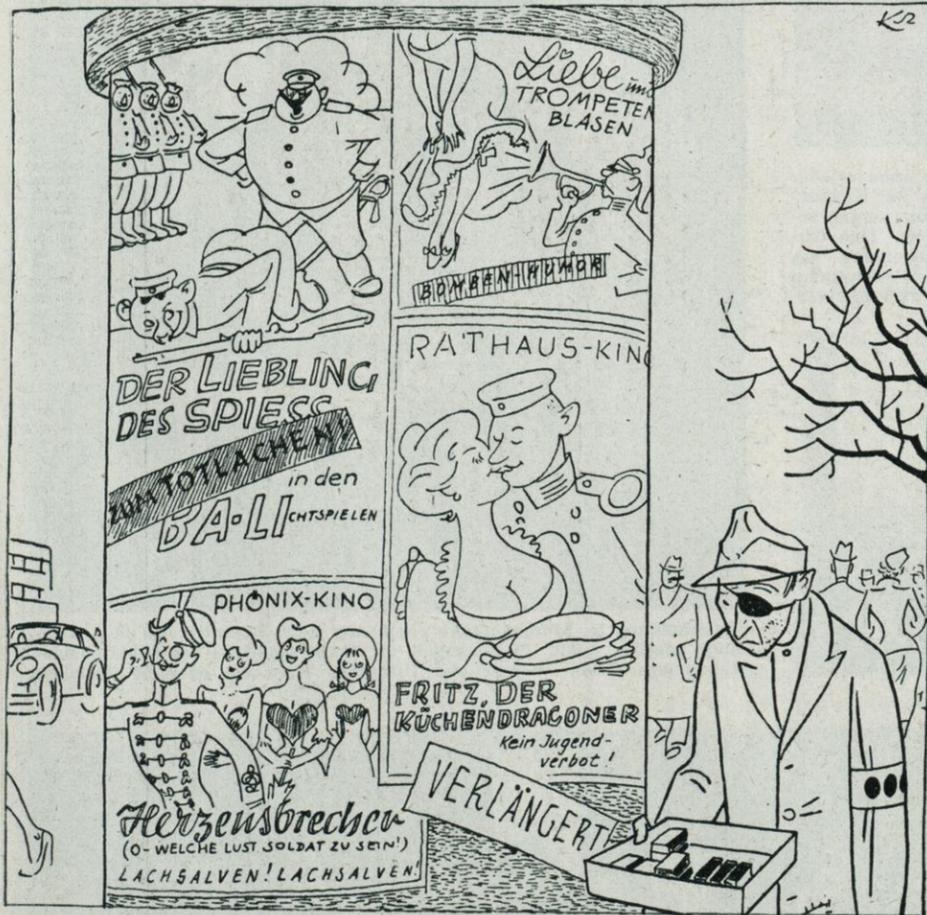
Was später sein wird, kann man heute schon sehen. Genau so, wie Amerika zum Beispiel uns in vielen Dingen der Technik um Jahre voraus ist, so ist es uns auch um genau so viele Jahre mit seinen Problemen voraus. Und in Amerika ist „Television“ tatsächlich schon zu einem Problem geworden. Zu einem sehr ernstem Problem sogar. Es scheint fast schon sogar so etwas wie eine Anti-Fernseh-bewegung zu geben. Da klagen zunächst einmal die Theater- und Kinobesitzer. Denn wer sich Film und Schauspiel frei Haus liefern lassen kann, der stellt sich nicht mehr erst für Karten an, der macht sich nicht mehr auf den unbequemen Weg ins Konzert in unbequemer Gesellschaftskleidung, wenn er's im Wohnzimmer im Pyjama hören kann. Die Menschen sind sowieso schon so bequem. Hier geht's also ums Geld. Das kann man gut verstehen. Aber es geht auch um andere Dinge. Um erzieherische zum Beispiel. Im weitesten Sinne. Denn das Bildungsniveau wird eher gesenkt als gehoben werden, denn für viele Tausende wird der Fernseh-funk bald Bildkulissee, Pupillenberieselung sein, genau so wie das Radio zur Geräusch-kulissee, zur Trommelfellberieselung geworden ist. Wie viele haben den ganzen Tag das Radio laufen, nur damit Geräusch um sie ist! Was gespielt worden ist kann nachher keiner mehr sagen, es hat auch keiner richtig hingehört, aber wehe, wenn man solchen Leuten mal den Apparat abdreh! Die beste Freundschaft geht darüber in die Brüche. Und dem Fernsehen wird's genau so gehen. Television zu jeder Tages- und Nachtzeit. Television bei jeder Gelegenheit. Vom morgendlichen Zähneputzen bis zum abendlichen Fußwaschen. Immer ein Bildchen auf dem Flimmerschirm.



Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Kind vor der Fernseh-kiste versammelt sind. Man hat soeben zu Abend gegessen, und nun serviert einem die zuständige Fernsehgesellschaft eine melodienreiche Operette als Nachtsch. Eigentlich müßte ja jetzt das Geschirr gespült werden, aber Mutti findet den Operettentenor gerade so bezaubernd. Eigentlich wollte Omi noch die Strümpfe für Mabels Vati stopfen, aber man singt gerade die Lieder und trägt gerade die Kleider von anno seinerzeit. Und Vati (der morgen früh garantiert über das Fernsehen flucht angesichts ungestopfter Strümpfe) hatte eigentlich einen wichtigen Brief schreiben wollen. Und Mabel, die hat



Ihre Aufgaben immer noch nicht gemacht, obschon sie den ganzen Tag ferngesehen hat. In Deutschland klagen Gott weiß wie viele Lehrer darüber, daß ihre Schüler ohne Fernsehen. Aber wie's scheint, kann sie jetzt erst recht nicht. Das ist es ist ja noch soviel Zeit... Bis auf einmal keine Zeit mehr ist. „Es ist ja Muttmchen“, bettelt Mabel, „sie haben den Gangster ja gleich!“ Daß sie nicht auch noch nicht erledigt, daran denkt sie jetzt nicht. Wenn nur die Mutter nicht einmal an, als sie mit ihr spricht. Sie wagt die Augen nicht eine Sekunde zu schließen, da ist das leichtfertige Versprechen der Mutter, falls die Polizei geratet. Gleich fällt man mit Gummiknüppeln über ihn



Wir sind Deutsche

oder: Die Demut und der Affenarsch

Wir, die Gewerkschaftsjugend, müssen es anerkennen: Die politische Erkenntnis und den erstaunlichen Mut von sieben Kölner Studenten. Als sie vom III. Militär-Konzert... mit Feldzeichen und Standarten... lasen, da war ihnen klar, daß nun endlich etwas geschehen müsse. Und sie gingen — die sieben — in den Saal der Fünfzehnhundert und protestierten laut und vernehmlich. Zwar wurden sie vom Saalschutz zusammengeschlagen. Aber sie — die sieben — protestierten gegen die Verherrlichung jener Haltung, die uns immer nur Unglück und Schande gebracht hat.

Freunde, es herrscht wieder der gute alte Ton. Eine Zeitlang hatte man ihn in den Keller gelegt, unerreichbar von Entnazisierung, Demokratie und — Selbstbesinnung, tiefgekühlt. Aber jetzt, jetzt wird er wieder heraufgeholt, munter aufgetaut und als frische Ware angeboten. Und das ist der Haken dabei.

Hing da ein Plakat: „Veranstalter Gau Köln-Aachen. Karten bei den einzelnen Ortsgruppen.“ Nein — war kein übriggebliebenes. Denn darüber stand: „29. 11. 1952“, jawoll 1952, „Militärkonzert des Stahlhelm e. V.“ Am 29. 11. kamen also in Köln in der Friesenstraße die Wagen vorgefahren. Es gab ein großes Händeschütteln; man kannte sich offensichtlich. Dann tauschte man artige Höflichkeiten aus („Wie geht es denn Frau Oberstleutnant“ — Freunde, ich habe gut hingehört; was hier und später zwischen den Strichen steht, ist gesagt worden! —), sprach über das Wetter („Bin der Meinung, Herr General, ist verdammt kalt heute.“) und ging dann allmählich in internen Kreis zu spezielleren Fragen über, an welchen Bekannten im Rundfunk man sich vertrauensvoll wenden könne, der der „Sache“ auch nahestehe, wie man die Jugend ansprechen könne und so. Freunde, war ja bis jetzt alles ganz harmlos. Währenddessen spielte die Kapelle vorne Märsche, versteht sich. Es wird auch ein Liedchen gesungen: — wir wissen, was wir taten“ mit der Schlussfolgerung „wir bleiben dem Vaterland treu“ und der mahnenden Beschwörung „Frontgeist im Herzen darf nicht untergehen“. Einer trägt ein rührendes Gedicht vor: Ein Deutscher ist nach Amerika ausgewandert (der Schandbube), hat dort Frau und Kinder, hat sich ein Haus gebaut, glaubt, er wäre glücklich (der Verblendete), kommt zu Besuch nach Deutschland, wird gefragt, ob er denn gar nicht mehr deutsch fühle, schwankt noch, zufällig kommt Kapelle um die Ecke, spielt Pariser Einzugsmarsch, der bisher Ehrvergessene stürzt der Marschgruppe nach, geht glühenden Herzens mit, Germania hat ihn wieder. War ja nur ein Gedicht, Freunde. Aber allmählich wird die Atmosphäre wärmer und immer vertrauter. Die Jacken der Maßanzüge werden mit „historischen“ (ist ja alles schon so lange her, Freunde) Ehrenzeichen dekoriert, die man in den Taschen mitgebracht hat. An bestimmten Stellen der Darbietung erstarren plötzlich uniformierte Jünglinge, bekommen mutige Augen und legen ihre Händchen gekonnt an die Mützen. So, als der rührige Vorsitzende eine kleine Ansprache hält: „Wir gedenken in Demut der Taten vergangener Zeiten.“ Nun, Freunde, da gab es aber ein paar, so sechs oder sieben unter 1500, die demuteten nicht mit. Im Gegenteil, sie gaben ihrer offensichtlich anderseitig gerichteten Meinung unverfroren Ausdruck. Freunde, ihr hättet eure Freude gehabt, wenn ihr gesehen hättet,

wie präzise da der Saal-Schutz zu arbeiten begann. Der Feind war im Nu zu Boden — im edelsten Sinne des Wortes — geworfen. Dann ging der Spaß aber noch weiter; jeder wollte ja schließlich mal ran. „Tritt dem Affenarsch doch ins Gehirn“, ermunterte man sich gegenseitig. Die Sache war leider zu schnell zu Ende — für die Aktiven. Mit einem lieben „Raus ihr Schweine; wir sind Deutsche!“ verabschiedete man die Davongekommenen.

Jetzt, Freunde, frage ich mich, wie sollen wir uns nennen, wenn das die Deutschen sind?

Gute Ratschläge

Zu Carl Zuckmayer kam ein junger Schriftsteller und jammerte: „Ich habe Feuilletons geschrieben — keiner nimmt sie! Ich habe einen Roman verfaßt — keiner liest ihn! Ich bekomme überhaupt keine Antwort, keine Kritik. Es scheint so, als habe sich eine Verschwörung des Schweigens gegen mich gebildet. Was soll ich da tun, Meister?“ Zuckmayer sah den jungen Kollegen ein Weilchen prüfend an, dann antwortete er ernst: „An Ihrer Stelle würde ich mich dieser Verschwörung anschließen!“

Der vielbeschäftigte Arzt Dr. Heim war kein Freund von unnötigen Konsultationen. Eines Tages kam eine Dame in seine Sprechstunde, die an Schnupfen litt und ihm lang und breit über ihre Krankheit berichtete. Zum Schluß fragte sie: „Was kann ich nehmen?“ „Ein Taschentuch!“ antwortete der Arzt. „Wird das genügen?“ fragte die Patientin zweifelnd. „Wenn nicht, dann nehmen Sie zwei, drei, vier oder noch mehr!“ entschied Heim und öffnete die Tür.

Auf die Frage, wie man es verhüten könnte, ein Menschenfeind zu werden, antwortete der französische Philosoph Chamfort: „Man darf keinen Charakter besitzen und muß sich das Denken abgewöhnen.“

Ein amerikanischer Schriftsteller äußerte sich vor kurzem sehr abfällig über das Fernsehen, und zwar ausgerechnet vor der Fernsehkamera. „Wenn Sie soviel gegen das Fernsehen haben“, fragte ein Kollege, „weshalb treten Sie dann jeden Sonntag hier auf?“ „Wissen Sie“, erwiderte der Schriftsteller, „ich unterstütze mit dem Honorar eine sehr bedürftige Familie — deren Oberhaupt ich bin.“ W.W.

...rd auch in Westdeutschland ferngesehen



...or ihren Heften gegessen hat. Allerdings auch vor dem Fernsehapparat. In Radio keine Schularbeiten machen könnten. Mabel meint, sie könne nicht viel ist doch zu interessant. Viel interessanter als die dummen Zahlen. Und Uhr, jetzt aber marsch ins Bett! schimpft Mutti. „Bitte noch zehn Minuten, nicht aus den Federn kann, wenn es Zeit zur Schule ist (und die Aufgaben Gangster mit der reinen Seele, nichts passiert... Mabel schaut ihre Mutter am Bildschirm zu nehmen. Sie könnte ja eine Kleinigkeit verpassen! Und vergessen, daß sie in zwei Minuten allein zu Bett gehen wird. Buddy ist in die Mädchenseelen verhext. Es ist so schrecklich schön.

Foto: E. Wehner



Heinrich Böll

BEETHOVEN durch den Lautsprecher gequetscht

Die großen Lampen brannten schon, als er dort ankam; sie bildeten einen Lichtschirm, der parallel zum Himmel stand und die Dunkelheit wie ein Gewölbe erscheinen ließ. Der große Tannenbaum in der Bahnhofshalle tropfte von Nässe, und von den kerzenförmigen Glühbirnen hingen ein paar schief, und einige schienen defekt zu sein. Die Halle war fast leer: Eben packte eine Heilsarmeekapelle ihre Instrumente ein, und die Männer und Frauen mit ihren roten Mützenrändern klemmten die Noten unter den Arm und trotteten müde auf den Vorplatz hinaus. Der Mann an der Wurstbude sah Benz scharf an und rief: „Wurst, mein Herr, ganz heiße Wurst!“ Er fixierte Benz so scharf, daß der sich losreißen mußte, um links herum nach unten zu schwenken, wo die Telefonzellen sind. Plötzlich setzte im großen Lautsprecher die Musik ein: Beethoven, Neunte Sinfonie; sie erfüllte für einen Augenblick fortissimo die Halle, dann schien jemand am Knopf zu drehen, und die Musik wurde sehr leise.

Unten, wo die Telefonzellen sind, war es muffig und lichtlos. Benz kam an dem gläsernen Café vorbei, in dem Leute hockten, um lustlos Salat, Butterbrote und Wurst zu essen: Sie schienen in eine Falle geraten zu sein, wo sie gewaltsam gespeist wurden. Er ging weiter. Die beiden Telefonzellen waren besetzt, und er drehte sich herum und wartete: Oben schimmerten die lichtgefüllten Röhren in der Reihe von Kaufläden: Zigarrenkisten und Blumen, Zeitschriften und Parfümflaschen standen in diesem quälenden bläulichen Licht, und über einem großen weißgelben Transparent, das ein Verhütungsmittel anpries, schwebte ein lächelnder Sperrholzwengel, silbern bemalt, der den Stern von Bethlehem gegen das blaue gekachelte Gewölbe der Halle hielt. Irgendwo rechts, nicht weit von ihm entfernt, hatte eine religiöse Handlung ihren Kasten aufgehängt: „Katholischer Schriftenvertrieb — Belieferung von Vereinen“ stand darüber; grimassierende Krippenfiguren schienen auf dem rötlichen Samt des Kastens zu tanzen, flankiert von harfenspielenden Engeln, deren Rücken man benutzt hatte, um Spruchbänder aufzustellen, die an lackierten Holzstäben be-

festigt waren: „Gloria in excelsis deo“ und „Friede den Menschen auf Erden“ stand über den starren Engellocken.

Benz wandte sich um: Immer noch waren die Zellen besetzt, und durch die defekte Scheibe der linken Zelle hindurch sah er das Gesicht einer weinenden Frau, deren schmerzhaft verzogener Mund sich manchmal zu einem Flüstern schloß. Sie weinte ganz haltlos; über ihr blasses Gesicht rollten die Tränen wie über Wachs.

Von den gekachelten Wänden tropfte es, die Decke hatte einen feuchten Schimmer, und Beethoven wurde durch den Lautsprecher gequetscht. Benz klappte seinen Kragen hoch und zündete seine Pfeife an, da schlug ihm jemand die Tür der Nebenzelle ins Kreuz, und als er sich umblickte, sah er einen schwarzgekleideten Mann, der ihn wütend ansah und schnell die Stufen zum gläsernen Café hinaufging. Benz ging in die Zelle hinein, setzte seine Tasche ab und suchte Kleingeld aus dem Mantel. Durch das Glas sah er den Schatten der Frau nebenan: An der Silhouette des Telefonapparates sah er, daß der Hörer aufgelegt war. Die Frau stand da und tupfte sich mit einem rötlichen Quast im Gesicht herum; ihr grünes Kopftuch war verrutscht; sie zog es sehr langsam hoch. Dann hörte er, wie sie die Klinke herunterdrückte, und er öffnete die Tür seiner Zelle einen Spalt, um sie zu sehen. Er sah sie nur einen Augenblick; sie war schön und lächelte jetzt. Er schloß langsam die Tür seiner Zelle und wählte.

Zwischen den Klingelzeichen hörte er das sanfte Rauschen der amtlichen Stille, und den Beethoven nahm er jetzt nur sehr leise mit dem rechten Ohr wahr. Dazwischen eine sehr kräftige männliche Stimme, die einen verspäteten Zug ankündigte, und dann sagte eine Frauenstimme im Hörer ärgerlich: „Was ist los? Was ist denn?“ und er hörte jetzt die Neunte Sinfonie doppelt: mit dem linken Ohr im Hörer, mit dem rechten Ohr draußen, und er sagte leise: „Nichts, nichts ist los“, und plötzlich brach im Telefon die Sinfonie ab, und er wußte, daß die Frau eingehängt hatte. Er legte den Hörer auf und begriff, daß er vergessen hatte, den Zahlknopf zu drücken: Sie hatte ihn nicht gehört. Er drückte auf den anderen Knopf, das Geld rollte in die Metallschnauze zurück, und er nahm es heraus. Er nahm sein Notizbuch aus der Tasche, blätterte es durch und schrieb drei Telefonnummern auf die stählerne, gelb lackierte Sprosse zwischen den Scheiben.

Wieder schien jemand am Knopf gedreht zu haben, denn von draußen kam der Beethoven wieder fortissimo zu ihm herein; er warf zögernd das Geld ein und wählte; es blieb nicht lange still, und die Männerstimme, die „Hallo, Hallo“ rief, war kaum zu hören, so laut war auch dort hinten die Musik, und es war die

gleiche, die aus der Halle zu ihm kam. Er hing ein, ohne etwas zu sagen, drückte wieder auf den Knopf, ließ das Geld in seine Hand rollen, verließ die Zelle und ging langsam an den Aborten vorbei wieder hinauf. Die großen Lampen waren jetzt ausgeknipst, nur von den kerzenförmigen Glühbirnen des Tannenbaums kam Licht, und das Engelhaar war zusammengeklebt von Nässe und hing in Strähnen herunter. Aus einer unsichtbaren Ecke der Halle kam Beethoven. Draußen auf dem nassen Platz sah er einen grell erleuchteten Schaukasten stehen. Er ging langsam darauf zu: Eine große blonde Puppe stand da im Skidreß und lächelte ihn an, sie hielt ihm einen silbrigepuderten Tannenzweig entgegen. Ihre Perücke schien echt zu sein, es war warmleuchtendes, goldblondes Haar; nur als er genauer ihren aufgesperrten Mund betrachtete, sah er, daß sie keinen Gaumen hatte: Dunkelblaues Nichts gähnte hinter ihren rosigen Lippen. Er ging langsam in die dunkle Stadt hinein; irgendwo in der Nähe war eine Kirche gewesen, und vielleicht stand sie noch da. Er ging an einem rötlich erleuchteten Hotel vorbei, hinter dessen schweren Vorhängen der Beethoven fast gesummt zu werden schien. Sehr sanft war diese Musik. Aber auch die Kirche war schon wieder aufgebaut, in den großen Fenstern spiegelten sich die Laternen, und an der Tür klebte ein großes weißes Schild, mit korrekten schwarzen Buchstaben beschriftet: „Metz 0.00 Uhr, Einlaß 23.00 Uhr.“ Obwohl er wußte, daß es vergeblich war, rüttelte er an der Klinke und beugte sich dann tief nach unten, um durchs Schlüsselloch zu sehen: Kerzenförmige Glühbirnen umrandeten den Altar und verdunkelten das ewige Licht. Er ging langsam zum Bahnhof zurück. Es war erst neun Uhr. Schon als er um die Ecke bog, hörte er die Musik, sie quoll aus dem schwarzen Schlund des Bahnhofs und stieg wie eine Art Dampf aus allen seinen Öffnungen.

Im Wartesaal waren nicht viele Leute. Sie saßen vor ihren Gläsern und Tassen, und auf den Tischen standen Tannenzweige in den Vasen, mit kleinen rötlichen Holzpilzen behangene Tannenzweige, und mitten im Wartesaal hing ein Transparent mit der Inschrift: „Frohes Fest allen Reisenden.“ Unter dem Transparent stand ein gähnender Kellner, der sich die Serviette vor den Mund hielt. Benz stellte sich vor den Kasten mit den Krippenfiguren und sah im Hintergrund des Kastens die Heiligen Drei Könige, bärtige, feingekleidete Männer, die auf künstlichem Moos einhartappten und imaginäre Kamele an den nach rückwärts ausgestreckten Händen hinter sich herzogen. Vor dem heiligen Joseph war eine Preistafel aufgestellt, die ihm bis ans Kinn reichte: „256 DM — auch einzeln verkäuflich“ stand darauf, und Benz dachte:

„Wenn der heilige Joseph soviel Geld gehabt hätte, wäre er im besten Hotel Bethlehems untergekommen, und die ganze Krippenindustrie wäre illusorisch geblieben.“

Aus dem Lautsprecher kam jetzt der Schlußchor der Neunten Sinfonie, und es war aufregend, wie der Chor, nach dem „Freude“ immer wieder aussetzte und für kurze Augenblicke eine atemlose Stille aus dem Lautsprecher kam. „Freude“, sang der Chor, „Freude, schöner Götterfunken“. Über den Kasten hinweg sah er jetzt dem Mann an der Sperre zu, der seine Brille zurechtrückte und dann langsam den Takt des Chorgesanges mit seiner Knipszange auf das eiserne Törchen schlug.

„Freudetrunken, göttliche, dein Heiligtum, Heiligtum.“ Jetzt hob der Mann an der Sperre seine Zange, schob eine Fahrkarte in die Schnauze, knipste sie, schob eine zweite hinein, knipste sie und fing wieder an, den Takt zu klopfen. Benz erschrak für einen Augenblick und spürte sein Herz klopfen: Die Frau mit dem grünen Kopftuch war durch die Sperre gegangen, aber sie war nicht allein; ein Mann, dessen Arm sie hielt, lächelte zu ihr hinab.

„... wo dein sanfter Flügel weilt — Flügel weilt.“

Benz ging vom Kasten weg, schlenderte ein paarmal durch die Halle und spielte mit den beiden Zehnpfennigstücken, die er lose in der Tasche hatte. Er versuchte sich einzureden, daß er mit seinem letzten Geld zurückfahren und allein zu Hause sitzen würde. Oben rollte ein Zug übers Gewölbe, und er dachte einen Augenblick an das schöne Gesicht der Frau und spürte wieder sein Herz für einen Augenblick. Der Zug hielt jetzt oben, eine Stimme rief etwas, und Leute kamen die Bahnsteigtreppe herunter. Es waren nicht viele Leute, und sie kamen sehr schnell. Benz blieb stehen und sah ihnen entgegen, aber er kannte keinen von denen, die eilig an ihm vorbei in die Stadt gingen, und er fühlte sich plötzlich erleichtert, weil die Halle wieder leer war. Der Mann an der Sperre stand auf, schloß das eiserne Törchen, und nun erloschen auch die kerzenförmigen Glühbirnen, und der Tannenbaum sah im Dunkeln fast schön aus...

„... Kuß der ganzen Welt“, sang der Chor — „der ganzen Welt.“ Dann war auch der Lautsprecher still, und es fiel etwas wie Frieden über den Bahnhof. Alles war dunkel, auch das Mädchen draußen im Skidreß leuchtete nicht mehr; nur in dem Kasten mit den Krippenfiguren brannte noch Licht. Benz blieb noch ein paar Minuten vor ihnen stehen und lächelte ihnen zu, bevor er in den Wartesaal ging, um auf seinen Zug zu warten.

Gewerkschaftsjugend in aller Welt



„Heute abend leben wir mal gut“, sagt Frau Mayerling zu ihrem Händler und kauft zur Feler des Tages — Papa hat Weihnachtsgratifikation bekommen — allerlei gute Sachen ein, die sie sich normalerweise nicht leisten kann. Sie weiß aber nicht, daß abends ein ungebetener Gast mit am Tisch sitzt, ein ganz gieriger, der mehr verschlingt, als alle Mayerlings zusammen. Wer ist der seltsame Unbekannte und wieviel beansprucht er?



DAS FINANZAMT SITZT MIT AM TISCH



„Heute leben wir mal gut“, sagte Frau Mayerling, als Papa die Weihnachtsgratifikation nach Hause brachte. Dann lief sie noch einmal zu ihrem Händler schräg gegenüber, nannte ihre Wünsche: eine Flasche Wacholder für den Papa (den trinkt er so gern), seine Lieblingszigaretten nebst Streichhölzern (damit er nicht immer die ihren klagt), Kaffee und Tee für alle, Kakao für das Jüngste, außerdem noch Salz und Zucker; beides hatte sie am Nachmittag vergessen. Sagt die Verkäuferin: „14 Mark 52!“ Bitte schön! Und Frau Mayerling kriegt einen Schrecken. Aber auf dem Heimweg sagt sie sich: Schließlich habe ich dafür auch entsprechend gute Ware bekommen.

Irrtum, Frau Mayerling, glatter Irrtum. Der Händler hat sie zwar nicht betrogen. Dennoch haben Sie nur für 6,31 DM Ware bekommen. Heute abend, wenn Sie sich an den leckeren Sachen erfreuen, sitzt ein ungebetener Gast mit am Tisch, ein ziemlich gieriger Herr, der mehr verschlingt, als Ihre Familie verzehren kann. Der Unsichtbare heißt: Finanzamt! Sie haben beispielsweise für 14,52 DM gute Sachen gekauft. Für 8,21 DM verschlingt der Unbekannte. Glauben Sie nicht? So müßte Ihre Rechnung aussehen, wenn der Anteil jenes ungebetenen Herrn mit aufgeführt würde:

| | |
|------------------|---|
| 1 kg Zucker | 0,93 DM Warenpreis + 0,39 DM Steuern u. Zölle = 1,32 DM Verkaufspreis |
| 1/2 kg Salz | 0,08 DM Warenpreis + 0,07 DM Steuern u. Zölle = 0,15 DM Verkaufspreis |
| 1/4 kg Kaffee | 1,66 DM Warenpreis + 2,09 DM Steuern u. Zölle = 3,75 DM Verkaufspreis |
| 1 Fl. Wacholder | 1,17 DM Warenpreis + 3,43 DM Steuern u. Zölle = 4,60 DM Verkaufspreis |
| 10 Zigaretten | 0,36 DM Warenpreis + 0,64 DM Steuern u. Zölle = 1,00 DM Verkaufspreis |
| 5 Ds. Zündhölzer | 0,23 DM Warenpreis + 0,27 DM Steuern u. Zölle = 0,50 DM Verkaufspreis |
| 50 Gramm Tee | 1,40 DM Warenpreis + 1,10 DM Steuern u. Zölle = 2,50 DM Verkaufspreis |
| 100 Gr. Kakao | 0,48 DM Warenpreis + 0,22 DM Steuern u. Zölle = 0,70 DM Verkaufspreis |
| | zus. 6,31 DM |
| | 8,21 DM |
| | 14,52 DM |

Was sagen Sie nun, Frau Mayerling? Aber es nutzt nichts. Jeden Morgen und jeden Mittag und jeden Abend wird der Unsichtbare wieder bei Ihnen am Tisch sitzen, und bei allen anderen deutschen Bundesbürgern auch.

„Vier Wochen USA...“ — „Unser Zeltlager in Schweden...“ — „Gewerkschaftsjugend in Afrika...“ — „IG Bergbau am Laacher See...“ — „Wir fuhrten durch Spanien...“ — Norwegen, Schweden, Dänemark, England, Irland, Holland, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Spanien, Italien, Korsika, Sardinien, Sizilien, Tunesien (Afrika)... Es gibt kein Land im freien Westen Europas, in dem nicht in diesem Sommer und Herbst Kollegen und Kolleginnen der Gewerkschaftsjugend gewesen wären. Und einige haben sogar den Sprung über das große Wasser gewagt und sind in den USA gewesen.

Seit dem Sommer wird der AUFWARTS überschwemmt mit den Berichten aus diesen Lagern und von diesen Fahrten. Sogar jetzt — in den ersten Dezembertagen — kommen noch welche. Es sieht so aus, als wäre vor drei Monaten die ganze Gewerkschaftsjugend auf Achse gewesen.

In jeder Nummer des AUFWARTS seit den Sommerferien haben wir euch die interessantesten Lager- und Fahrtenberichte gebracht. Eigentlich wollten wir längst damit aufhören, denn mittlerweile ist es Winter geworden, und die Sommerfahrten liegen schon sehr fern. Aber immer wieder kamen Erzählungen, die so spannend waren, daß wir sie nicht unveröffentlicht zurückschicken wollten. Aber ihr werdet verstehen: Einmal muß Schluß sein! Die in dieser Nummer veröffentlichten Berichte werden die letzten von 1952 sein. Allen, die uns geschrieben haben, danken wir. Und: Schreibt auch künftig, was sich bei euch tut!

In Englands Süden

Die Kollegin Ursula Kähler aus Hollmühle/Schleswig berichtet von ihrer Englandfahrt:

„... waren wir in Exmouth, das an der englischen Südwestküste liegt, angelangt. Eine herrliche Gegend: die immer brodelnde See, der weiße Sand, in dem man so herrlich faulenzeln konnte, dahinter die roten Sandsteinfelsen, die bis zu fünfzig Meter hoch ansteigen und oben mit grünem Gestrüpp bewachsen sind. Wegen des milden Klimas sind überall Palmen angepflanzt...“

Das Zeltlager lag außerhalb der Stadt nahe der See. Wir lebten mit 160 Engländern und Engländerinnen zusammen. Wir hatten den ganzen Tag frei. So hatte jeder ausgiebig Gelegenheit, die schöne Umgebung nach seinen Wünschen kennenzulernen. Wir wurden auch sehr oft von den englischen Leitern eingeladen: zu einem Schwimmbad in Exeter, zu einer Filmvorführung, zum Chip-Essen...“

Wir hatten auch gemeinsame Veranstaltungen im Lager: Sportwettkämpfe, bei denen die Deutschen sehr gut abschnitten; Singewettstreit, bei dem wir sehr schöne englische Lieder kennenlernten; Gesellschaftsspiele, die drüben ähnlich den unseren sind. Natürlich haben wir auch täglich in der See gebadet. Abends machten wir weite Spaziergänge auf dem Riff und sahen dann die Lichter der französischen Küste. Immer wieder waren wir von dem Anblick entzückt...“

Die Tage vergingen viel zu schnell, und der Abschied von unseren englischen Freunden fiel uns schwer. Aber als Trost bekamen wir viele Einladungen für den nächsten Sommer mit.“

Längs der Côte d'Azur

Eine Jugendgruppe der IG Metall Bochum war drei Wochen in Südfrankreich und fuhr mit ihren Fahrrädern längs der Côte d'Azur, der himmelblauen Küste. Kollege Eberhard Kuhn schreibt uns:

„Müde treten wir in die Pedale. Nur mühsam kommen wir mit unserem vielen Gepäck vorwärts. Die Felswände an der Küste steigen oft 150 bis 200 Meter an, und ihre weißgraue Farbe steht in einem schönen Kontrast zu dem Tiefblau des Meeres. Endlich haben wir auch den Vanfrège-Paß — unter Verlust mancher Schweiß-

tropfen — bezwungen, und ein herrlicher Blick auf die Marseiller Bucht mit ihren Inseln wird frei. Der Reiz dieser Stadt liegt in ihrem äußerst bunten Leben. Täglich kommen hier Schiffe aus aller Welt an, und die Matrosen amüsieren sich in der Stadt. Sitzt man vor einem der Cafés, die sich zu beiden Seiten der Canebière aneinanderreihen, so sieht man Menschen aus der ganzen Welt vorübergehen. Inder und Ägypter, Neger in Uniform oder blauen Arbeitsanzügen, elegant gekleidete Vergnügungsreisende aller Welt, sie alle müssen die Canebière gesehen haben. „Wenn Paris eine Canebière hätte, dann wäre Paris ein kleines Marseille“, sagen die Leute ein wenig überheblich — niemand nimmt es ihnen übel —, die man als gutmütig, das Leben leicht nehmend, gern scherzend und fröhlich kennenlernt. Von den Bewohnern der Nachbarstädte werden sie ein wenig über die Schulter angesehen.“

Natürlich haben wir auch die Schattenseiten dieser Stadt nicht vergessen. Im schroffen Gegensatz zu dem Villenviertel der Corniche steht die Gegend am alten Hafen. Ein Gewirr von engen und winkligen Gassen, in die kaum ein Sonnenstrahl fällt, bietet den Ärmsten der Armen Asyl. Dort Reichtum und sorgenfreies Leben, hier nicht einmal das, was man nach unseren Begriffen Häuser und Wohnungen nennt. Da müßte auch mal was getan werden...!“

Und zum Schluß: 10000 km

Es fragt sich natürlich, ob es zweckmäßig ist, in fünfzig Tagen 10000 km zu „bewältigen“. Trotzdem war es das Tollste, was wir in diesem Jahr an Fahrtenberichten bekamen, als Kollege Konni Wilbertz (OTV-Köln) von seiner Tramperei durch Belgien, Frankreich, Spanien, Italien, Korsika, Sardinien und die Schweiz erzählte. Sieben Wochen (unter uns: drei Wochen bezahlten und vier Wochen unbezahlten Urlaub) hat er mit seinem Freund Ernst Gust sechs Länder und an die hundert Städte und bedeutende Ortschaften besucht, hat den Eucharistischen Kongreß in Barcelona miterlebt, die Küste von Afrika gesehen, in San Remo die Brieftasche verloren (und wiedergefunden), ist durch Madrid spaziert, zwischen fünfundzwanzig Kettensträflingen 4. Klasse Oberdeck nach Korsika geschifft, hat in Andalusien (und anderswo) gehungert, in Rom dem Papst die Hand gedrückt und ist mit einem klapperigen Möbelauto über die Alpen zurück nach Deutschland gekommen. Eines Tages stand er wieder am Kölner Dom. Fünfzig Tage — 10000 km — hundert Städte — Konni macht sich stark, vierundzwanzig Stunden und mehr zu erzählen. Kein Wunder. Mittlerweile arbeiten die beiden längst wieder.

Und woran denken sie immer noch oft? Jedem fällt etwas ein:

„... wie wir in der Gegend von Barcelona drei Tage nichts gegessen haben, weil uns das Geld ausgegangen war und wir auch keinen Gastgeber fanden...“

„... wie wir nur gute hundert Kilometer von Afrika entfernt und nicht hinüber konnten, weil Geld und Papiere fehlten.“

„... an das tolle Essen in Barcelona, in derselben Gegend, wo wir gehungert haben. Zwölf Gänge hatte die Mahlzeit und dauerte zwei Stunden.“

„Ich weiß auch noch, was es gab: Erst allerlei Salat, dann Suppe, dann ein Fleischgericht, anschließend Gemüse und Kartoffeln und Reis. Da waren wir schon satt. Danach gab es wieder Fleisch, dann zwei Fischgerichte, einmal gebraten und einmal gekocht. Der Rest war Nachtisch: Kompott, Früchte, Pudding, Schnaps, Kaffee...“

„Ich denke noch immer an den Soldatenfriedhof in Amiens. Auf den Grabkreuzen der unbekanntenen Soldaten stand: Nur Gott bekannt!“

„... wie der Papst uns die Hand gab...“

„... an die deutschen Kriegsgefangenen in Korsika, die dort geheiratet haben, und denen es jetzt verhältnismäßig gut geht...“

„An...“ — „An...“ — „An...“ Die zwei können erzählen.

Wer hat beim AUFWARTS-Wettbewerb gewonnen?

Ziehungsliste für den „Aufwärts“-Wettbewerb
Das Erscheinen dieser Liste verzögerte sich, weil zahlreiche Kollegen erst im November ihre Werbeergebnisse meldeten.

Wir gratulieren den Gewinnern zu ihrem Erfolg und danken allen Kollegen, die sich an der Werbung beteiligten, für ihre Hilfe.

Es entfielen:

| | |
|---------------------------------|-----------------------------------|
| 1. Preis ein Wohnzelt | 12 221 |
| 2. Preis ein Radio | 6 263 |
| 3. Preis ein Herrenfahrrad | 9 663 |
| 4. Preis ein Damenfahrrad | 8 124 |
| 5. Preis ein Kleppermantel | 6 444 |
| 6.—10. Preis je ein Fotoapparat | 1 678, 3 146, 4 887, 6 421, 6 890 |

11.—25. Preis je eine Uhr
3 333, 4 696, 5 972, 6 158, 6 305, 6 838, 7 245, 7 635, 7 943, 8 133, 8 756, 9 999, 10 144, 10 732, 11 001

26.—50. Preis je ein Schlafsack
23, 115, 1 505, 1 732, 2 202, 2 983, 4 243, 4 700, 5 316, 6 014, 6 054, 6 056, 6 223, 6 307, 6 683, 6 800, 7 322, 7 777, 8 351, 8 669, 9 001, 9 231, 9 871, 11 129, 11 336

51.—75. Preis je eine Schlafdecke
778, 1 111, 1 250, 1 307, 1 809, 1 952, 2 002, 2 239, 2 326, 2 675, 2 722, 4 001, 4 436, 5 025, 5 813, 8 205, 8 912, 9 146, 9 376, 9 732, 10 139, 10 525, 10 829, 11 156, 11 269

76.—100. Preis je ein Rucksack
97, 235, 578, 645, 995, 1 333, 2 454, 2 512, 2 536, 2 743, 3 017, 3 337, 3 411, 3 529, 3 573, 3 796, 3 821, 4 115, 4 340, 4 695, 5 413, 5 487, 5 603, 10 766, 12 122

101.—150. Preis je eine Spisetherme
2, 15, 45, 63, 180, 967, 2 133, 2 246, 2 265, 2 299, 2 756, 2 773, 2 968, 3 786, 4 126, 4 147, 4 312, 4 559, 4 926, 5 163, 6 015, 6 057, 6 109, 6 249, 6 853, 10 112, 10 172, 10 268, 10 332, 10 544, 10 887, 10 971, 10 999, 11 255, 11 344, 11 666, 11 925, 12 074, 12 101, 12 121, 12 234, 12 375, 12 874, 12 952, 13 133, 13 537, 14 134, 14 271, 14 396, 14 656.

Notiere es dir...

Wie, du hast noch keinen

Taschenkalender?

Bestelle ihn heute noch beim

Bund-Verlag, Köln, Pressehaus,

oder auf dem Büro

deiner Gewerkschaft.

Er wurde eingeladen und schrieb diesen Bericht

Im Zug faltete er den Brief noch einmal auseinander: „Einladung zur Arbeitstagung für hauptberufliche Jugendsachbearbeiter. Die Tagung wird in der Schule der Gewerkschaft Textil-Bekleidung „Elisenhöhe“ in Drenke bei Beverungen/Weser durchgeführt.“

Die Adresse ließ Schlimmes ahnen. Er sah einen langen Anmarschweg vor sich, mühsame Pfade durch Eis und Schnee, Feld und Wald. In Beverungen stieg er aus. Der Beamte an der Sperre betrachtete mit Kennermiene die Fahrkarte und sagte dann vertraulich: „Sie wollen also zur Tagung nach Drenke.“ — „Aber woher wissen Sie...?“ wollte der Ankömmling fragen, doch der Beamte tippte mit der Zange auf die Fahrkarte: „Sehe ich an dem Jugendpflegefahrtausweis. Alle die so einen haben, wollen nach Drenke.“

„Und wie komme ich dahin?“ „Ja“, sagte da plötzlich ein Mann (ein einheimischer Beverunger Mann), Drenke ist schön, aber weit.“ Über diese dunklen Worte grübelte der Tagungsreisende nach. Das Wort „weit“ hatte sich in seinem Gehirn schmerzhaft festgesetzt. „Fährt ein Omnibus?“ wagte er zu fragen. „Ja“, sagte der Mann, „zweimal in der Woche. Dienstags und donnerstags.“

Und heute war Montag. Mit viel Geduld tastete der Reisende weiter: „Kann man nicht zu Fuß nach Drenke gehen?“ (Dabei dachte er an schmale Pfade durch Eis und Schnee, Feld und Wald.) „Kann man, kann man“, sagte der einheimische Mann väterlich. „Im nächsten Jahr wird eine Straße dahin gebaut, quer durch die Wälder, dann schaffen Sie den Weg in drei viertel Stunden.“ Der Reisende wollte auf jeden Fall kein Jahr mehr warten und sagte deshalb sehr streng: „Bitte, beschreiben Sie mir die Straße, die der Omnibus benutzt!“

„Das geht nicht“, antwortete der Mann etwas aufgebracht, „die Straße ist nicht direkt.“ (Wieder so ein unverständliches Wort!) Dann fuhr er aber milde fort: „Ich gebe Ihnen einen Tip, rufen Sie von hier aus »Elisenhöhe« an. Die schicken dann sofort einen Wagen runter. Alle, die hier ankommen, rufen an...“

„Geben Sie oft Auskünfte an Reisende, die nach Drenke wollen?“ Der einheimische Mann hörte das nicht mehr. Er entfernte sich mit langen Schritten vom Bahnhof. Hiermit seien aber alle gewarnt, die einmal nach Beverungen kommen und weiter nach Drenke wollen. Ahnungslose Tagungsteilnehmer werden auf den Arm genommen, wenn sie nicht gleich die Initiative des Telefonierens ergreifen. In der Bahnhofswirtschaft gab's Bier für fünfundsiebzig Pfennig und ein Telefon. „Ist in Ordnung, der Wagen kommt sofort“, sagte eine Stimme durch den Draht. Ein Fahrer in Tirolerjacke holte den Wartenden ab. Und beide fuhren hinein in die weiße Einsamkeit des Weserberglandes.

Spitze Ohren und Bleistift

Haus „Elisenhöhe“ in Drenke liegt, wie der Name schon sagt, auf einer Höhe. Elise war die Frau eines Fabrikanten, der aus purer Liebe zu ihr dem Haus diesen Namen gab. Das war um die Jahrhundertwende. Es wird auch „Burg“ genannt, weil die ungereimte Architektur an ein Bauwerk dieser Art erinnert. Der Fabrikant wohnt längst nicht mehr dort. Das Grundstück hat die Gewerkschaft Textil-Bekleidung gekauft und hundert Meter von der „Burg“ ein neues großes Haus gebaut. Im Sommer erholen sich dort — fern vom Lärm der Städte — alte Textilarbeiter. „Die Gewerkschaft hat keine Kosten und Mühen gescheut...“, könnte man sagen. Also, das Haus ist einmalig. Vielleicht ist es das schönste Erholungsheim für Arbeiter in Deutschland.

Das stellte auch der fest, der mit dem Auto ankam. Er sagte „Danke schön, Kollege“, zu dem Fahrer und ging in das Haus und setzte sich gleich an den Kaffeetisch. Die Tagung hatte schon angefangen, und er erfuhr zwischen Kuchen und Kaffee, daß es das erste Referat von Dr. Werner Dietrich verpaßt hatte.

„Wir diskutieren nachher in verschiedenen Arbeitsgemeinschaften darüber“, sagte ein junger Mann mit Namen Karl zu ihm. „Schön“, sagte der Ankömmling höflich und wandte sich den Rosinschnecken zu. Insegeheim machte er sich doch Vorwürfe, daß er nicht alles mitbekommen hatte. Er sollte nämlich einer Zeitung Bericht darüber erstatten, was auf der Tagung „für hauptberufliche Jugendsachbearbeiter“ referiert wurde.

Der junge Mann mit Namen Karl war Diskussionsleiter in der dritten Arbeitsgemeinschaft. Weil unser Bekannter mit ihm zusammen Kaffee getrunken hatte, hielt er sich an ihn, spitzte Ohren und Bleistift.

Auch Ärger kann wertvoll sein

Aus der Diskussion, die in einem kleinen gemütlichen Zimmer des großen Hauses stattfand, entnahm er, daß Dr. Dietrich über „Grundlagen der gewerkschaftlichen Jugendarbeit in psychologischer Beziehung“ gesprochen hatte. Ob das Referat in Ordnung war, wird man an der Diskussion sehen, sagte sich der Berichterstatter und schrieb mit. Und als er sein Stenogramm durchlas, fiel ihm auf, daß da Worte standen, wie: „Ideale aus den jungen Menschen herausheben“ und „Opfer“ und „Liebe“. Nun, das war verwunderlich. Man sollte darüber meditieren. Gewerkschaftsfeinde werfen den „Jugendfunktionären“ gern vor, daß sie „kein Recht auf Jugendarbeit“ hätten, weil die Gewerkschaften eine bloße „Lohnkampforganisation“ seien. Wie verträglich aber eine „bloße Lohnkampforganisation“ mit den Begriffen „Liebe“ und „Opfer“, die im allgemeinen nur im religiösen Raum beheimatet sind?

Dr. Werner Dietrich hatte in seinem Referat gesagt, daß in einer Bewegung (das steht im Gegensatz zu „Lohnkampforganisation“) die Leiter einer Jugendgruppe Vorbilder sein müssen. In menschlicher Beziehung, in jeder Beziehung. Er sagte, daß ein Gruppenleiter Liebe (im tiefsten Sinne des Wortes) für seine Gruppe empfinden muß, wenn seine Arbeit wirksam werden soll. Es geht also nicht mit dem „Funktionieren“, mit dem „Managen“.

In einer Pause nach der Diskussion (aus der Küche duftete das Abendessen — „vermutlich gibt es Kartoffelbrei mit Wurst“) überlegte sich der Berichterstatter noch einmal alles, was zusammendiskutiert wurde. Er ging zu Dr. Dietrich, der von Tagungsteilnehmern umlagert, eine Privatvorlesung hielt. „Glauben Sie, daß bei dieser Tagung etwas herauskommt?“ fragte er den Doktor. „Meinen Sie nicht, daß man Forderungen, wie: »Wir müssen den idealistischen Raum der Jugend aufschließen, gar nicht konkret nimmt?“ Dr. Dietrich strich sich mit der Hand über die Glatze und sagte pfißig: „Bei solch einer Tagung kommt nie etwas heraus. Das Wertvolle an solch einer Tagung ist der Ärger.“

Das muß erklärt werden. Bei Diskussionen — der Berichterstatter hatte das gemerkt — muß man die Hälfte der Zeit brauchen, um mit Mißverständnissen zu kämpfen. Diese hohen Worte wie „Liebe“, „Opfer“ und „Ideale“ fallen nicht immer in ein verständnisvolles Herz. Im Sprachgebrauch sind diese Worte veramscht worden. Es kann leicht Wortgeklänge daraus werden. Aber der Ärger darüber, daß man sich nur schwer verständigen kann, ist wertvoll. Weil der einzelne sich dann Gedanken macht, weil er weiterbohrt, wenn er Zeit zum Überlegen hat.

An diesem Abend schrieb der Berichterstatter noch einige Zeilen auf seinen Stenogrammblock. Er hatte sich in die Halle an den Kamin gesetzt. Er schrieb, daß es erste Mal in der Gewerkschaftsjugend war, daß „Jugendsachbearbeiter“ (ein scheußliches Wort) ihre „geistigen Grundlagen“ untersuchten. Vor einem Jahr in Königswinter — es war auch im Winter — hatten sie diese Grundlagen gelegt, sich einen Standort gegeben in der Gesellschaft, hatten in der Theorie ergründet, warum und wieso gewerkschaftliche Jugendarbeit notwendig ist. Schön und gut so. Willi Ginhold, Leiter der Tagung damals, war diesmal einen Schritt weitergegangen. Für „Haus Elisenhöhe“ hatte er aufs Programm geschrieben, die Grundlagen der gewerkschaftlichen Jugendarbeit in psychologischer, soziologischer und politischer Beziehung zu untersuchen. Das war gut ausgedacht. Wenn Elisenhöhe so im Gedächtnis bleibt wie Königswinter, darf man mit den „Jugendsachbearbeitern“ zufrieden sein.

Bis dahin war der Berichterstatter gekommen. Er wollte gerade auf sein Zimmer gehen — Nr. 22 im ersten Stock —, da setzten sich noch andere an den Kamin: Es waren Martha, Felix und Walter. Martha, Willi Ginholds Sekretärin, kam mit einem Knäuel Wolle und strickte einen hellgrauen Pullover. Walter brachte eine Flasche Wein mit. (Es war Bocksbeutel, die Flasche für 3,80 DM.) Felix reichte Zigaretten rund. Der Berichterstatter rauchte keine mit Korkmundstück. Und dann kam das Gespräch in Gang. Es war nichts Psychologisches.

Sie kritisieren das Werk ihrer Väter

Dafür war der Abend schon zu weit vorgeschritten. Der Berichterstatter erfuhr aber so nebenbei, daß Walter jeden Morgen zwei Stunden mit der Straßenbahn fahren muß, bevor er an seinem Arbeitsplatz ist. Abends braucht er auch wieder zwei Stunden, um heimzufahren. Das sind vier Stunden. Vier Stunden in der überfüllten Straßenbahn. Warum tut er das? Sein Gehalt ist nicht bombig, und er hat kein Zuckerlecken in seinem Büro. Seine Industriegewerkschaft erwartet etwas von ihm. (Er ist im Jugendbereich ein „hoher Funktionär“.)

Da fiel dem Berichterstatter etwas ein. Er dachte an die schönen Worte „Liebe“, „Opfer“ und „Ideale“, die am Nachmittag gefallen waren. Dieser Walter tut eigentlich das, was von einem guten „Jugendleiter“ verlangt wurde. Er tut es selbstverständlich. Der Berichterstatter nahm noch einmal seinen Stenoblock aus der Tasche und schrieb unter die Diskussion vom Nachmittag: „Das Beispiel Walter in der Zeitung erwähnen.“

In der Nacht war es so still, daß man es in den Ohren brausen hörte. Das Haus schlief, die Landschaft schlief. Vom Fenster aus sieht man nur den Nebel, der den Horizont verwischt. Himmel und Erde sind eins. Wer in der Großstadt lebt, muß sich an die Stille gewöhnen. Aber die Stille ist notwendig. Der Berichterstatter verzieht dem Organisator der Tagung den langen Anmarschweg. Dann fiel ihm ein komisches Wort ein. Er sagte sich: „Die Gewerkschaftsjugend ist in Exerziten gegangen.“ Darüber lachte er noch, als er einschlief.

Morgens sagte eine Stimme über ihm: „Aufstehen, bitte, es ist sieben Uhr dreißig!“ Die Stimme kam aus einem Lautsprecher über dem Bett. Vornehme Weckanlage. Im Haus „Elisenhöhe“ gibt es keinen Trillerpfeif des UvD.

Zwei Stunden später sprach Dr. Steinmetz über die Grundlagen der gewerkschaftlichen Jugendarbeit in soziologischer Beziehung. Das Referat war eine dicke Nuß, schwer zu knacken. Um die Sache kurz zu machen: „Wenn die Gewerkschaft den Charakter der Bewegung hat, dann muß das heißen, daß in der Jugend am meisten Bewegung ist. Die Alten sehen in der Jugend nur den Nachwuchs für die Organisation, Nachwuchs für die Funktionäre. Die Jungen sehen aber in ihrer Jugendarbeit eine Möglichkeit, ein Eigenleben zu führen. Sie kritisieren das Werk ihrer Väter. Die Jungen müssen sich möglichst unabhängig und frei von der alten Organisation entwickeln.“ Das Referat des Dr. Steinmetz fand ein gutes Echo in der anschließenden Diskussion. Einer formulierte vorsichtig, aber treffend: „Daß die Gewerkschaftsjugend von den Alten anerkannt wird, ist ein Problem. Diese Tatsache spricht für die Gewerkschaftsjugend. Sie hat es einfach nötig, diesen Kampf zu führen, weil sie so vital geworden ist.“

Beschämt stellte der Berichterstatter am Abend am Kamin fest, als er seine Eintragungen machte, daß es ihm nicht gelang, das Referat des Dr. Steinmetz in ein paar Sätze zu fassen. Er wollte es in ein paar faßliche Sätze pressen und seiner Redaktion diesen Extrakt vorlegen. Zum Wohle der Leserschaft. Er trug seine Sorgen dem Leiter der Tagung, Willi Ginhold, vor. Der verstand aber, daß keiner in der Lage ist, das in vier oder fünf Sätzen zu umreißen, wofür der Referent vier Stunden brauchte. Nun hatte der Berichterstatter auch einen Hintergedanken dabei. Er wollte den Organisatoren der Tagung klarmachen, daß die Zeitung, für die er schreibt, kein Nachschlagewerk für gehaltene Referate ist. Er schreibt nämlich, um es genau zu sagen, für den AUFWARTS. Die „Solidarität“ und vielleicht auch die „Gewerkschaftlichen Monatshefte“ sollten es nicht versäumen, das vielfältige Material der „Elisenhöher“ Tagung zu verarbeiten. Zum Nutzen der „Jugendsachbearbeiter“, die nicht nach Drenke kommen konnten.

Am dritten Tage durfte der Berichterstatter feststellen, daß die Referenten nicht genau aufeinander abgestimmt waren. Dr. Deus, der über die „Grundlagen der gewerkschaftlichen Jugendarbeit in politischer Beziehung“ sprach, sagte, daß die Ziele der Gewerkschaftsjugend dieselben seien wie die der Gewerkschaften. Damit setzte er sich in Gegensatz zu den Vorrednern, die eine ganz besondere Aktivität von der Gewerkschaftsjugend verlangten. „Bewegung“ war das Wort. Eine Bewegung sollte die Gewerkschaft werden, durch die Mobilität der Jungen. Und die geistigen Grundlagen dieser Bewegung waren in den vergangenen Tagen fixiert worden.

Die Meinungen der Referenten waren nicht genormt. Es war gut, auch das festzustellen. Die Referenten waren bestellt, aber sie waren keine Infiltrationsmaschinen. Gegensätze bringen Spannungen und fruchtbare Diskussionen. Und so war es denn auch. Dr. Deus' Referat „war ein Erfolg“, wenn man das so sagen darf...

Der dritte Tag ging zu Ende. Organisationsfragen wurden besprochen. „Wie bekämpft man die »Unterwanderung durch kommunistische und faschistische Kräfte?“ Hier hatte der Berichterstatter nichts mehr zu berichten. Er steckte seinen Stenoblock in die Tasche, gab Willi Ginhold die Hand, sagte: „Auf Wiedersehn! Es war großartig.“ Der Mann mit der Tirolerjacke brachte ihn zum Bahnhof. An der Sperre neben dem Beamten stand wieder der Mann, von dem er so wertvolle Aufschlüsse über die Wegeverhältnisse im Weserbergland bekam. Der Beamte mit der Zange sagte: „Sie kommen von Drenke. Ja, ja, ich erkenne alle Leute an der Fahrkarte.“

7. Vollversammlung des Bundesjugendringes

Schon der Tagungsort der 7. Vollversammlung des DBR zeigte, daß die Mitgliedsverbände ein ernstes Anliegen der deutschen Jugend gerade in Berlin demonstrativ behandeln wollten. Dies wurde besonders am zweiten Verhandlungstage deutlich, als Professor Möbus aus Berlin in einem groß angelegten Referat über „Die Situation der Jugend in der Ostzone“ sprach. Mit

dieser Themenstellung wird schon ein groß aufgemachter Artikel in dem Organ des Zentralrats der freien deutschen Jugend „Junge Welt“ Lügen gestraft. Der Artikel erschien unter der Überschrift „Bundesjugendring fürchtet sich vor der Jugend“. Es hieß diesen Schreiberlingen zuviel Ehre antun, wollte man sich wirklich mit den verzerrt und falsch dargestellten Thesen auseinandersetzen.

Nach der Eröffnung und Begrüßung des derzeitigen Vorsitzenden des Deutschen Bundesjugendringes, Willi Ginhold, wurden zunächst Berichte erstattet. Der Bericht des Vorsitzenden, knapp und sachlich, befaßte sich u. a. mit der Woche der Jugend. Als positiv wurde auch von den sich anschließenden Diskussionsrednern vor allem die Eröffnungskundgebung zur Woche der Jugend in der Paulskirche in Frankfurt herausgestellt. Es würde hier zu weit führen, wollte man berechtigte Kritiker ausführlich zu Wort kommen lassen. Nur eines sei gesagt, für die Zukunft mußte Wert darauf gelegt werden, daß die Arbeitsgemeinschaften zahlenmäßig nicht mehr dieses Ausmaß wie in Frankfurt annehmen.

An diese Diskussion schloß sich das Referat von Dr. Manfred Müller über „Die Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge“ an. Manfred Müller, der derzeitige Vorsitzende der evangelischen Jugendkammer, verstand es als Vorsitzender dieser Arbeitsgemeinschaft vortrefflich, einen Überblick zu vermitteln. Er zeigte die Entwicklung von der 1949 erfolgten Gründung dieser Arbeitsgemeinschaft in Rothenburg o. d. T. bis zu ihrem heutigen Status mit einigen markanten Strichen und stellte die fünf Väter, wie er sich ausdrückte, dieser Arbeitsgemeinschaft heraus. Hierzu gehört auch der Bundesjugendring, und es ist festzuhalten, daß mit Manfred Müller erstmalig ein Repräsentant der Jugendpflege Vorsitzender dieses Ausschusses geworden ist.

Der erste Tag wurde von den Mitgliedern der 7. Vollversammlung in Gesprächen mit Berliner Jugendleitern beendet. In diesen Gesprächen wurde dem einen oder anderen Delegierten erst recht die ernste Situation der Jugend in der Sowjetzone bewußt.

Der zweite Tag wurde mit dem Referat „Die Situation der Jugend in der Sowjetzone“ von Herrn Professor Möbus eingeleitet. Professor Möbus stellte zunächst klar und deutlich heraus, daß das gesamte Leben und die gesamte Erziehungsarbeit in der Sowjetzone im Jahre 1951 auf das Ziel des demokratischen Patriotismus und im Jahre 1952 auf das Ziel des sozialistischen Patriotismus eingestellt worden seien. Diese gesamte Arbeit ist auf das große russische Vorbild abgerichtet. Vom Kindergarten bis zur Universität wird mit allen zur Verfügung stehenden werbetchnischen und psychologischen Mitteln bis zur Massensuggestion hin dieses Ziel zu erreichen versucht. Eine bewußte Einengung des geistigen Horizontes im Hinblick auf diese Zielwahl würde angestrebt und durchgeführt. Der einzig richtige und anwendbare Maßstab für jede Literaturbetrachtung liege für die Sowjetzone nur in der russischen Literatur. Die Erziehung zum Haß gegen jeden Andersdenkenden ist oberstes Gebot. Die Erziehung zum Haß beginnt schon im Kindergarten.

Wir sehen hieran schon, wie konsequent und zielbewußt in der Sowjetzone gearbeitet und wie jedes Mittel benutzt wird, um dieses Ziel zu erreichen.

In der sich an das Referat anschließenden Aussprache wurden die Ausführungen vertieft und unterstrichen. Alle Diskussionsredner sprachen sich gegen einen aktiven Widerstand der demokratisch eingestellten Jugend in der Sowjetzone aus. Ein solcher Widerstand führe zu nichts und hätte nur Nachteile für Leib und Leben der einzelnen. Hoffnungsvoll und verpflichtend waren die Schlußworte, die Willi Ginhold zu diesem Thema sprach, es müssen neue Wege und Methoden entwickelt werden, um den Jugendlichen in der Sowjetzone tatkräftige Hilfe und Unterstützung zuteil werden zu lassen.

Einen Höhepunkt erreichte die 7. Vollversammlung des Deutschen Bundesjugendringes, als der BDJ (Bund deutscher Jugend) im Zusammenhang mit der Aufdeckung des „Technischen Dienstes“ erwähnt wurde. Der Bundesjugendausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes hatte auf seiner Sitzung in Beverungen zu dieser Frage Stellung genommen. In dieser Stellungnahme verurteilte der BJA das Verhalten verantwortlicher Minister und forderte eine strenge Untersuchung und Auflösung auch des BDJ, zumal nach den letzten Erklärungen des hessischen Ministerpräsidenten eine Verbindung des BDJ mit dem Technischen Dienst gegeben gewesen sei. Diese Stellungnahme wurde von den Delegierten der Gewerkschaftsjugend in Berlin vorgetragen und vertreten. Freunde aus der Naturfreundejugend, der evangelischen Jugend und der Falken unterstützten diese unsere Meinung. Von den verschiedensten Sprechern wurde die Stellungnahme des geschäftsführenden Vorstandes des Deutschen Bundesjugendringes als zu lendenlahm bezeichnet.

AUFWARTS

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES
Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter, Schriftleitung: Hans Treppke, Tel. 21 15 88, 21 16 88, Fernschreiber: 088/562. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären u. Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzügl. Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupferdruck: Kölner Pressdruck GmbH, Köln.

Ein Sprecher der katholischen Jugend vertrat jedoch im Namen seiner Freunde den Standpunkt, daß diese Stellungnahme klar und deutlich und keineswegs lendenlahm sei, vielmehr nach seiner Meinung schon etwas zu weit ginge. Wenn auch keine einheitliche, alle befriedigende Lösung zustande kam, so zeigte doch diese Diskussion die Bereitwilligkeit des größten Teiles der deutschen Jugend, auch die Gefahr, die uns von rechts droht, zu bekämpfen. Hoffen wir, daß auch bald die Jugendfreunde, die heute mit viel Elan — und wir sind ihnen dankbar dafür — die FDJ und die linksradikalen Kreise bekämpfen, die Gefahr des Rechtsradikalismus mit derselben Begeisterung und mit demselben Schwung bekämpfen werden.

Dies sind wir der deutschen Jugend, unserer jungen Demokratie und nicht zuletzt unseren jungen Freunden in der Ostzone schuldig, die mit gläubigen Augen auf uns blicken. Ihnen gilt es vor allen Dingen zu helfen. Karl Wienand

Eine Klarstellung (Aufwärts Nr. 24)

Infolge Streichungen bekam der vorletzte Absatz unseres Berichtes über die Landesjugendkonferenz der Gewerkschaftsjugend Nordrhein-Westfalen einen unstellenden Sinn. Wir bringen ihn nochmals, aber in der ursprünglichen Fassung, damit es nicht zu falschen Auffassungen kommt. Es muß heißen: Der Kollege Helmuth Schorr wandte sich eindeutig gegen den Diskussionsbeitrag eines Delegierten, der von den Schwierigkeiten bei den Verhandlungen mit amtlichen Stellen sprach. Der Kollege Schorr erklärte, eine solche Auffassung entspreche keinesfalls den Tatsachen. Es sei vielmehr so, daß die Gewerkschaftsjugend mit ihren Anträgen bei den Behörden immer Gehör gefunden habe und immer genau so berücksichtigt worden ist wie andere Jugendorganisationen. Die Schwierigkeiten lägen nicht bei den behördlich amtlichen Stellen, sondern bei unseren amtlichen Stellen.

Für kleine Feste:
Duftige Kleider
aus zartfarbenem Organdy
mit gezogenen
Röcken und flotten
Gürteln. Sie lassen frohe
Stunden ahnen. Also:
Viel Spaß!



Auch im Büro ist
diese junge Kollegin
nett angezogen.
Frohe, helle Farben muß die
Bluse haben,
der Rock in einem
starken
Kontrast dazu stehen. Das
kann sich jeder von uns leisten.



M UNSERE M ODE

Das praktische Jersey-Kleid
für den knappen Geldbeutel, denn
es sieht immer gut aus, am Tag wie
am Abend,
an kühlen wie an warmen Tagen. Man kann
eine leichte Bluse oder einen Pullover
dazu tragen.



Elegant oder frech!
Jeder muß nur
wissen, was zu ihm paßt.
Rechts ein vornehmes
Tageskleid
aus zwei Tönen grauem Jersey.
Was der
kleine Frechdachs
daneben trägt, das kleidet nicht jeden.



Auch Du kannst gut angezogen sein

Auch du, liebe kleine Kollegin, kannst gut angezogen sein. Du möchtest es sicher auch, weil du dir dann ganz anders vorkommst und — vielleicht — die jungen Kollegen nach dir schauen, und weil die ganze Welt anders wird, wenn man schön gekleidet ist.

Auch du, Mädchen aus der Fabrik, Lehrling aus dem Büro, kannst gut angezogen sein. Das ist gar nicht teuer. Das ist überhaupt weniger eine Frage des Geldbeutels als eine des guten Geschmacks. Du mußt nur eine gute Hand dafür haben, dich zu kleiden, du mußt ein Auge für das haben, was dir „steht“, dir ganz allein. Und du mußt wissen, daß du nun mal nicht die Frau Baronin Koks von Kokenheim und auch nicht die Filmdiva Elvira Camara bist, und daß darum deren Kleider dir nicht stehen. Du mußt spüren, daß ein Cocktail-Kleid zu dir nicht paßt, weil du ja nicht in den Bars herumsitzt und wahrscheinlich gar nicht weißt, was ein Cocktail ist. Du bist ein hübsches, aber einfaches Mädchen in der Fabrik. Du bist ein netter, schlichter Lehrling im Bankhaus Meier und Maier. Dir werden die einfachen, schlichten Kleider am besten stehen. Einfach heißt nicht billig oder schäbig. Aber sieh: Es gibt — grob gesehen — drei Arten von Kleidern. Da sind, die wir elegant nennen wollen. Sie sind von ersten Künstlern und Künstlerinnen entworfen und haben das Letzte an Geschmack, Schick und Eleganz. Sie sind zweifellos das Beste, was es gibt, und nur in den ersten Modehäusern unserer großen Städte zu kaufen. Aber willst du einen ganzen Monatslohn — vielleicht auch zwei — für ein solches Kleid opfern, das du meistens nur zu bestimmten Gelegenheiten tragen kannst? Zur zweiten Art gehören die Kleider, die so sein wollen, wie die der ersten Sorte. Wer aber ein bißchen Blick für modische Dinge hat, sieht sofort, daß es plumpe und billige Nachahmungen sind, nach der Art: „So tun als ob...“ Die der dritten Sorte, das sind deine Kleider, die schlichten und die einfachen. Was meinst du, wie einleuchtend ein roter Pullover zu deinem glänzenden schwarzen Haar steht? Welch herrlicher Kontrast entsteht durch einen dunkeln Rock dazu? Wir haben noch einen guten Tip für dich: Schreibe mal an „Die Brielschule, Abt. Mode, Frankfurt a. M., Wilhelm-Leuschner-Strasse“. Die haben auch für dich das Richtige da.



»AUFWÄRTS« wünscht allen Lesern ein frohes Weihnachtsfest
und ein gutes und glückliches neues Jahr!



Pearl S. Buck: Das Haus ist niemals voll

Der bittere Geschmack eines Weihnachtsfestes vor vielen Jahren ist wieder in meinem Munde. Ich war damals zwölf. Wir lebten in einer reichen Gegend Chinas in der Nähe einer großen blühenden Stadt, da, wo der Kaiserkanal in den Jangtse mündet. Der Reichtum der Provinz zog von Zeit zu Zeit Schwärme von Hungerigen aus dem Norden an, aus der Region, die immer wieder von den Fluten des Gelben Flusses überschwemmt wurde, wie das auch jetzt wieder geschehen war. Sie kamen wenige Wochen vor Weihnachten. Der Strom von Tausenden und Zehntausenden schwoll an zu Hunderttausenden. Unser Haus war, wie alle anderen, mit einer schützenden Mauer umgeben. Die festen Tore an Vorder- und Rückseite waren in ruhigen Zeiten tagsüber unverschlossen, jetzt aber waren die schweren Riegel vorgeschoben; obgleich meine Eltern Tag und Nacht in Gemeinschaft mit anderen Helfern — Buddhisten und Taoisten, Katholiken und Protestanten — bemüht waren, den Hunger zu lindern, der täglich Hunderte von Todesopfern forderte, genügte das nicht.

Jeden Morgen trug man vor unserem Tor die Toten der Nacht fort, so wie sie Morgen um Morgen von allen Haustoren der Stadt fortgebracht werden mußten. Sie kamen, um zu betteln, schlugen mit letzter Kraft an das verschlossene Tor und starben dort. Wir wagten nicht zu öffnen — niemand wagte es, ein Haus-

tor zu öffnen, denn die Hungernden wären in das Haus eingefallen wie Heuschrecken in ein Weizenfeld. Das Weihnachtsfest rückte näher — trotz der Todesnot der Menschen. Eine Woche vor Weihnachten, ich erinnere mich noch genau, fragte ich meine Mutter: „Mama, haben wir dieses Jahr keinen Baum?“

Meine Mutter war tief erschöpft und sah nicht einmal auf. Sie stand an dem großen Kachelherd in der Gesindeküche, auf dem die Kessel mit heißem Reisbrei dampften.

„Was für einen Baum?“ fragte sie. Ihr Blick war leer. Ich fand keine Antwort. In der Frage der Mutter lag das ganze Grauen jener Tage. Sie hatte vergessen, daß Weihnachten war! Weinend ging ich fort. Meine Welt war zerbrochen. Ich hatte das Leiden gesehen, und damit hatte sich mein Leben gewandelt. Ich hatte wohl begriffen, daß keiner sein Leben auf Erden so ohne weiteres dahinleben konnte, wenn irgendwo Menschen Hunger litten.

Es gab also keinen Baum in jenem Jahr, keine Gaben, kein festliches Essen. Der Weihnachtstag verlief wie alle Tage zuvor und danach, und doch war er anders als all diese Tage. Inmitten der Sterbenden, die vor den Türen lagen, wurde ein Kindchen geboren. Es war wie mit jenem anderen Kind von Bethlehem, dessen Mutter „es in eine Krippe legte, denn sie hatten keinen Raum in der Herberge“; meine Mutter führte die junge Mutter ins Haus, und das Kind kam

bei uns zur Welt. Es starb wenige Minuten nach der Geburt. Auch die junge Mutter konnte nicht leben. Wo sich der Vater aufhielt, wußten wir nicht, niemand kannte ihren Namen. Wir begruben die Namenlosen auf dem christlichen Friedhof.

„Das ist ja nicht auszudenken!“ haben manche gesagt, denen ich die Geschichte erzählte. Ich dagegen habe noch nicht gelernt, nicht daran zu denken. Ich kann es nicht vergessen. Auch heute, da ich in meiner Heimat das Fest der Freude und des Wunders feierte, denke ich an die beiden, Mutter und Kind waren keine Bettler. Sie waren kein Abschaum, kein Diebesgesindel. Es waren ganz einfach Menschen, die nicht wußten, wo sie ihr Haupt niederlegen sollten. Während andere aßen, hungerten sie ohne eigene Schuld. Sie hätten gespeist werden können — alle ihresgleichen könnten gespeist werden. Die Erde verfügt über unausgeschöpfte Schätze von Nahrung; wir haben nur noch nicht den ernsthaften Versuch gemacht, die Hungerigen zu speisen.

Ich habe die Geschichte auch unseren Kindern erzählt. Sie gehört jetzt zur Weihnachtsstimmung unseres Hauses, so daß Weihnachten mehr ist als ein Fest argloser Freude. Es ist zugleich eine Zeit des Gelobens, des Gedenkens an die Dinge, die ungetan geblieben sind.

In den fünfzehn Jahren, die ich in diesem Bauernhaus verbracht habe, das mehr als irgendein anderes Fleckchen Erde zur Heimat für

mich geworden ist, habe ich von Zeit zu Zeit Briefe von Unbekannten erhalten, in denen ich gebeten wurde, für ein heimatloses Kind ein Heim zu suchen. Es ist immer der gleiche Grund, warum man seine Zuflucht zu mir nimmt; am Schluß heißt es in dem Brief jedesmal: „... in der Hoffnung, daß Sie vielleicht Beziehungen zu einer asiatischen Familie haben, die bereit ist, das Kind anzunehmen.“ Es war wieder einmal Weihnachtszeit, und wir erhielten wieder einen solchen Brief, in dem uns von einem Kind berichtet wurde, dessen Vater Asiate, dessen Mutter aber Amerikanerin war: ein Bürschlein von knapp fünfzehn Monaten, mit brauner Haut, großen, schwarzen Augen und schwarzem Kraushaar.

Wir hatten unsere Familie für vollzählig gehalten. Die Kinder wuchsen heran, und wir fanden, das Haus sei komplett. Heute weiß ich, daß ein Haus nie so voll ist, wie man glaubt.

Ich las den Kindern den Brief vor. Ich sagte ihnen klipp und klar, daß das Kind in ein Waisenhaus für Farbige gebracht werden müßte, wenn sich niemand bereit finde, es zu adoptieren. „Was ist zu tun?“ fragte ich die Kinder. Nachdenkliches Schweigen war die Antwort. „Was ist zu tun?“ fragte ich den Herrn des Hauses. „Ich meine, daß wir es auf keinen Fall dem Waisenhaus überlassen dürfen“, sagte er. Es roch schon im ganzen Haus nach Weihnachten. Der Weihnachtsbaum war auf eigenem

Mit Harpune und Dynamit

ROMAN VON WERNER HELWIG

Man nennt mich Xenophon. Das ist griechisch und bedeutet: „Der fremd Tönende.“ Es ist nicht mein richtiger Name. Die Fischer von Kurluri haben ihn mir angehängt. Sie können Clemens nicht aussprechen. Oder sie sagen Clemenos. Aber mich Xenophon zu nennen, das lag ihnen näher. Vielleicht lag es auch mir näher, mich so nennen zu lassen, denn ich habe mit diesem Übernamen ein Schicksal bekommen. Ein wildes Schicksal, das ich liebe. Oft will es mir scheinen, als ob man mit den Übernamen, die man sich durch seine Narretei verdient, auch ein Schicksal angehängt bekommt. Und es ist wohl immer das richtige Schicksal, das einen schon lange erwartete. Man füllt es unwiderstehlich aus, wie ein Guß Blei die Form. Mein Schicksal lag nicht in dem Namen Clemens.

Nun, meine Narretei war von früher Jugend an das Fischen. Meine Heimat ist die Steiermark. Wie oft stand ich im grauen Morgen mit der Angel im maigrünen Gebüsch an einem Wildbach und beobachtete in schweigender Gespantheit die Köderfliege, die ich selbst aus den Flaumfedern der Kohlmeise hergestellt hatte. Über den stilleren Kolken und Gruben, in denen sich die Strömung des Baches beruhigte, ließ ich sie hüpfen und spielen, als wäre es eine echte kleine Florfliege oder eine verfrühte Silbermotte, die mit ihrem Spiegelbild tändelt. Über mir war der Himmel schwachgrün, nach Westen hin noch nächtlich, über dem Osten von rauchigem Rot angefärbt. Ich unterschied diese Farben auf dem Wasserspiegel. Es ging eine süße Bezauberung von ihnen aus. Das Buchenlaub, hellgrün und schwach duftend, war feucht vom Frühnebel. Es war noch so durchsichtig, so dünn über die schwarzen Äste verteilt, daß es mich nicht gut deckte. Für die Forellen war ich ein dunkler, befremdlicher Schatten, ungewohnt an diesem Platz; und sie entschlossen sich nur schwer, meine Florfliege ernst zu nehmen.

Wenn ich nach Hause ging, zurück in meine Schlafkammer, aus der ich mich weggeschlichen hatte, oft schon um 3 Uhr morgens, konnte ich keinen Schlaf mehr finden. Das Bett war so sonderbar ausgekühlt. Ich kämpte mir das Haar und ging hinunter in die Stube. Und die Eltern wunderten sich, daß ich so frisch und so früh zum Frühstück erschien. Meine taudurchnässten Kleider aber pflegte ich zusammengerollt unterm Bett zu verstecken. Eines Tages fegte sie die Mutter dort hervor. Sie hatten so stark nach Moor gestunken, denn ich hatte an einem sumpfigen Bach gefischt. Ich war entdeckt, halb entdeckt. Als ich aus der Schule heimkam, gab es strenge



ALBRECHT DÜRER
DIE ANBETUNG DER KÖNIGE

Verhöre zu Haus. Ich blieb standhaft. Aber man witterte Unrat. Ich wurde fürderhin nachtsüber in meine Kammer eingeschlossen. Da holte ich mir die Wäscheleine aus der Waschküche und knüpfte mir eine Strickleiter. Meine Kammer lag im ersten Stock. Die Strickleiter reichte bis vier Meter über den Boden. Aber wenn ich in das Gitter des Flurfensters trat, kam ich unbeschadet unten an. Damit hatte ich meine Unabhängigkeit wiederhergestellt, und ich konnte meiner Angelleidenschaft weiter frönen. Allerdings war der Rückweg schwierig. Ich schob einen Karren an das Flurfenster, lehnte ihn aufrecht an die Wand. Das ging. Wenn ich zur Schule ging, schob ich den Karren unauffällig wieder weg.

Ein zweites Mal wurden meine Eltern auf mein Geheimnis aufmerksam, als eines Tages die Scheibe des Flurfensters eingetreten war.

Auch wurde unglücklicherweise der angelehnte Karren entdeckt. Ich hatte ihn nicht beizeiten wegschieben können. Ich konnte aber den Verdacht von mir ablenken, indem ich das Wort „Einbrecher“ fallen ließ. Ja, das war glaubwürdig. Ein Dieb hätte das Flurfenster eindrücken können, um von innen die Klinke der Flurtür zu öffnen. Meine Eltern ließen ein Sicherheitsschloß an der Haustür anbringen, und das Flurfenster erhielt eine neue dicke Scheibe, in die ein starkes Drahtgeflecht eingegossen war. Jetzt brauchte ich nicht mehr zu befürchten, daß ich beim Hinabklettern die Scheibe eintrat. Aber der Karren wurde jetzt allabendlich in den Schuppen eingeschlossen. Außerdem wurde eine Kette mit einem Vorhängeschloß durch die Speichen seines Rades geschlungen. Heute weiß ich noch nicht, ob meine Eltern nicht doch Wind hatten von meinen nächtlichen Ausflügen.

Ich war 17 Jahre damals. Ich drückte die harten Bänke der Tertia, weil ich sitzengeblieben war. Und ich drückte immer die Bänke der letzten Reihen, und nicht deswegen, weil ich ein so dummer Schüler war, sondern ich war absichtlich dumm, denn dort hatte man in der Deckung sehr vieler Vordermänner die Freiheit, zu tun und zu lassen, was man wollte. Meine Leidenschaft war der Atlas. Ich fuhr im Geiste auf den Landkarten spazieren. Ich befand mich in Tibet oder in Mexiko, oder in Griechenland, wenn der Lehrer mich aufrief und von mir erwartete, daß ich eine algebraische Rechnung löste. „Setzen, Clemens“, pflegte er zu sagen, wenn ich lange genug gestanden und offenen Mundes auf die Tafel gestarrt hatte. „Wenn du mal Kuhknecht sein wirst in einem Stall, dann wirst du gewiß nicht wissen, an welcher Stelle man die Kuh melkt.“ Doch darin tat er mir unrecht. Gerade das wußte ich recht gut, denn ich hatte oft bei meinen Morgenzügen meinen Durst unter einer Kuh gestillt, die auf der Weide im Nebel stand und schnaufend ihre Zunge um die Grasbüschel wickelte, sie mit einem kurzen Ruck abriß und zwischen breiten Zähnen zermalte, so daß ich, der ich saugend und mit den Fingern melkend unter ihrem Euter lag, den sauren Geruch des zerbißenen Grasses roch. Aber das durfte ich dem Lehrer ja nicht erzählen. Ich jedenfalls wette jede Summe, daß er dessen nicht fähig war.

Griechenland, hatte ich gesagt, beschäftigte mich im Atlas am meisten. Das hatte seinen Grund. Es ging in unserer Familie die Sage, daß ein Urgroßvater väterlicherseits aus Griechenland in Österreich eingewandert sei. Als Flüchtling, hieß es, denn damals blutete und litt Griechenland unter dem türkischen Joch. Und es gab Aufstände in den Städten und auf dem Lande, denn die türkischen Verwalter, die Beis, preßten das Letzte aus den armen Griechen heraus, und wem das nicht paßte, der wurde verfolgt und mußte fliehen, wenn er nicht gehenkt werden wollte.

Ich bildete mir also ein, daß das Blut eines solchen aufständischen Griechen mit in meinen Adern pulste, und das hatte wieder zur Folge gehabt, daß ich einzig die griechische Sprache auf der Schule mit Leidenschaft erlernte. Es war mein bestes Fach und dasjenige, das mich im Urteil der Lehrerschaft immer wieder rettete. Denn sonst wäre ich längst geschafft worden. Auf jeden Fall war ich für meine guten Eltern ein richtiger Sorgensohn, und es häuften sich die Anlässe, die ihnen Grund gaben, mich mit hochgezogenen Augenbrauen zu vernahmen. Und ich war wirklich, heute, da ich älter bin, darf ich das wohl sagen, kein angenehmer Knabe. Es hatte wieder Stunk gegeben zu Hause, weil man in der Tasche meiner Jacke eine dicke, halbverfaule Forelle fand. Die Jacke hatte in meinem Kleiderschrank angefangen zu muffeln. Meine Mutter, die das Kämmerchen aufräumte, meinte, es müsse irgendwo eine tote Maus liegen. Und dann stieß sie auf die Jacke, die völlig verdorben war.

Man wollte wissen, woher ich die Forelle hätte. Ich sagte, die hätte ich gefunden. Man glaubte mir nicht. Und das Fenster meiner Kammer wurde mit einem Drahtgitter von außen vermauert. Das mit der Forelle war wirklich Pech. Ich hatte sonst meine Fische immer an einer verschwiegenen Stelle, nämlich einem Abladeplatz für Abfälle bei einem Steinbruch, über einem kleinen Feuerchen gebacken. Ich pflegte das Wildbret, so wie es war, der Länge nach auf einen Ast zu spießen und langsam über den Flammen zu drehen, bis die Schuppen dunkelbraun geröstet waren. Dann brach ich den Fischleib mit dem Ast zugleich auf, und mir entgegen duftete lecker das weiße, fast trockene Fleisch. Aus meinem Hosensack zog ich einen Salzklumpen hervor, der schon ziemlich geschwärzt war vom langen Gebrauch, schabte mit dem Messer Salzkrümel über meinen Braten und verzehrte ihn. Oft waren es drei bis vier Fische, die ich so vor dem häuslichen Frühstück einnahm. Und meine liebe Mutter kam nicht aus dem Sichwundern heraus, daß ich so wenig Appetit zeigte.

Nun, es kam schlimmer. Da ich jetzt wie ein Gefangener über Nacht in meine Kammer eingeschlossen wurde, mußte ich durch eine

Tapentür, die hinter meinem Kleiderschrank in eine Bodenkammer mit Imkereigeräten führte. Dieser Abstellraum hatte nur eine schräge Dachklappe als Fenster. Es war nicht leicht, sich dadurchzuzwängen. Und war man glücklich draußen, mußte man über die klapperigen Dachschindeln bis zur Regenrinne schleichen. Diese war ziemlich locker. Aber mich hielt sie noch. Ich glitt an ihr hinab, alles in Strümpfen. Die Schuhe hingen mir, an ihren Schnürsenkeln miteinander verbunden, um den Hals. Und ich glitt auf diese Art am offenstehenden Schlafzimmersfenster meiner Eltern vorbei. Das ging zweidreimal gut. Aber das viertemal hörte ich, wie mein Vater aufstand, ans Fenster trat und zur Mutter zurücksprach: „Wir müssen wohl doch die Polizei verständigen. Es muß hier Fassadenkletterer geben.“

Damals tauchte zum erstenmal der Plan in mir auf, das elterliche Haus zu verlassen und auf Abenteuer auszugehen. Ich hatte das 17. Jahr vollendet. Es war das beste Alter für einen Ausreißer. Und ich fing an, zu überlegen, was mir dabei dienlich sein könnte. So alt war ich nun

doch, daß ich einsah, ich würde Geld brauchen oder wenigstens Dinge von Geldeswert. Nun, ich besaß von einer exaltierten Großtante her einen schwergoldenen Löffel als Patengeschenk, und ich wußte, wo der aufbewahrt wurde. Zuhinterst in der Anrichte in einem schwarzen, mit silbriger Seide gepolsterten Kalikofutteral. Ich entwendete diesen Löffel, der ja schließlich mein Eigentum war, und legte an seiner Stelle einen gleichschweren Eisenlöffel in das Futteral. Da man beim Aufräumen, wie ich beobachtet hatte, immer nur mit dem geschlossenen Futteral hantierte, ohne sich die Mühe zu nehmen, es zu öffnen, war ich sicher, daß der Verlust nicht sogleich bemerkt werden würde. Gewiß nicht, solange ich noch im Hause war. Und für später hatte ich vorgesorgt: damit nämlich die Magd nicht in Verdacht geriete, hatte ich unter den Eisenlöffel einen Zettel gelegt, der bescheinigte, daß ich mein Eigentum an mich genommen hätte, denn ich hatte eine Vorstellung von Ritterlichkeit in gewissen Dingen, der ich heute noch nachlebe.

Der Gendarm liegt auf der Lauer

Das zweite Wertobjekt, mit dem ich rechnete, war meine Briefmarkensammlung. Ich hatte sie vom Vater geschenkt bekommen, der auch schon als Junge angefangen hatte, zu sammeln, und es befanden sich somit, wie ich aus dem Katalog wußte, ganz außerordentlich seltene und kostbare Stücke darin. Thurn und Taxis, Braunschweig, Hamburg und eine echte Mauritius, eine der gesuchtesten Marken in philatelistischen Kreisen. Im Garten gab es eine Stelle unter der Weißdornhecke, wo ich mir schon als Kind ein verliesartiges Versteck eingerichtet hatte, um darin die Detektiv- und Wildwestschmöker zu verbergen, nach denen mein Vater ständig auf der Jagd war. Er vernichtete sie, wo er sie antraf. Einmal hatte ich ganze Stöße davon hinter den gemauerten Zimmerofen gesteckt und darauf vergessen, als die Zeit kam, da man zu heizen anfang. Es gab einen fürchterlichen Gestank nach verkohlendem Papier. Man entdeckte meinen Tresor. Und ich bezog eine Tracht Prügel. Seither unterhielt ich das bessere und geeignetere Versteck im Garten. Es hatte auch schon oft Forellenbeute aufgenommen, wenn es zu spät war, um ein Feuerchen zu riskieren. Jetzt versorgte ich meinen goldenen Löffel und meine ausgenommene Briefmarkensammlung darin. Denn ich hatte die wertvollsten Marken aus dem Album gelöst und, zu kleinen Klumpen zusammengeschichtet, mit Stanniolpapier verpackt. Diese Stanniolpäckchen wiederum waren in dem Brustbeutel versorgt, den mein Vater aus dem Krieg mit heimgebracht hatte und den ich eines Tages aus dem Kehrichtkübel fischte. Auch andere Dinge, die mir bei meiner Flucht dienlich sein konnten, lagen in meinem Versteck. So der im Imkerkammerchen abgelegte Militärgummimantel meines Vaters. Ein Paar Reitstiefel und eine mottenzerfressene Wolledecke. Ja, nicht zu vergessen meine ominöse Strickleiter, die, nachdem man sich damit beschiedene hatte, daß die Wäscheleine wahrscheinlich gestohlen worden sei, von mir nicht wieder in ihre frühere Verfassung zurückverwandelt worden war. Zu diesen Dingen gesellte sich ein kleiner Rucksack, den Holzarbeiter im Walde vergessen hatten und den ich, nachdem er während zehn Tagen nicht abgeholt worden war, an mich nahm. In ihm befand sich ein kleiner Kupferkessel, dem ich große Wichtigkeit für meine Pläne beimaß.

Man kann also wohl sagen, daß ich gerüstet war. Aber wie nützlich das war, konnte ich noch gar nicht ahnen. Im Gegenteil, es war etwas Spielerisches dabei; ich nahm es nicht so ernst, wie es dann plötzlich werden sollte. Und da war ich sehr froh, daß ich zuvor, lange zuvor schon dieses Ausreißerspiel gespielt hatte.

Es kam nämlich so. Meine Eltern hatten dem Gendarm bekanntgegeben, daß um unser Häuschen herum nachts immer etwas geschehe. Der Gendarm hatte versprochen, es so zwischen Mitternacht und Morgen ein wenig im Auge zu behalten. Und daraufhin hatten meine Eltern sich unbekümmert ihrem prachtvollen festen Schlaf wieder überlassen. Und wenn mein Vater jetzt von sonderbaren Geräuschen aufwachte, dachte er, na, der Gendarm liegt ja auf der Lauer. Soll er es ermitteln. Und er drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter. Ich zog daraus Gewinn bei meinen nächtlichen Unternehmungen, besonders deswegen, weil der brave Gendarm auch schlief. Aber einmal war er nach einer Wirtshaussitzung, bei der es etwas spät geworden war, doch zu unserem Häuschen gekommen, um zu sehen, ob sich da wirklich etwas begab oder ob meine guten Eltern sich nur etwas einbildeten.

Ich trat also getrost meine nächtliche Fußwanderung an und hatte keine Ahnung, daß der Mann des Gesetzes mich von Baum zu Baum,

von Hecke zu Hecke verfolgte, bis ich mit dem ersten schwachen Morgenschein in meinem geliebten Revier ankam, wo ich den Wildbach schon rauschen hörte. Ich zog meine Angelrute aus dem hohlen Baum, darin ich sie immer verbarg, und machte mich sorglos an mein Vergnügen. Ausgerechnet war Schonzeit für Forellen. Sie lagen mit geschwellenen, laichgespannten Bäuchen am Grunde des Kolkes, hatten wenig Lust zum Anbeißen, und ich mußte ihnen mit lebend auf den Angelhaken gezogenen Würmern an der Nase kitzeln, um ihren Freßreiz zu erregen. Gebannt starrte ich auf den grünen Rücken des Fisches, den meine Jagdleidenschaft als Opfer ausersehen hatte. Wenn die Strömung am Grunde des Kolkes ihn ein wenig in seiner Trägheit bewegte und auf die Seite legte, leuchteten seine Flanken in den schönsten Hochzeitsfarben: Ein goldener Schmelz von einer Reihe purpurner Punkte gezeichnet. Der grügelbe Morgenschimmer, der über mir zunahm, ließ den Fisch immer plastischer erscheinen. Ich sah ihn auf dem Sand lagern wie einen ungeheuer reizvollen Schatz, den ich unbedingt heben mußte, ein mit flüssigen Metallen gefülltes Etwas, das ich in der Hand halten mußte, koste es, was es wolle.

Und gerade in diesem Moment völliger Versunkenheit in die Wunder der Schöpfung legte sich eine amtliche Hand schwer auf meine Schulter.

Ich hatte in meinem Eifer nicht bemerkt, daß der Gendarm mich bis auf Greifnähe beschließen hatte. Ich war auch noch so stark mit meiner Entdeckung beschäftigt, daß mir nichts Rettendes einfiel. Ich war nur sehr erschrocken. Er aber war furchtbar aufgeregt. Er hatte die Hand am Pistolenkoppel, mit der andern drehte er meinen Rockkragen zusammen, daß es mir fast die Luft abpreßte.

„Du also bist dieser nächtliche Spitzbube“, brachte er stoßweise hervor. Und als ich ihm, nachdem ich mich wieder aufgefangen hatte, bestätigte, daß ich es wirklich sei, legte er los: „Schönes Bürschchen bist du. Während der Schonzeit fischen. Dir werden wir was beibringen, Sohn achtbarer Eltern. Das wird eine prächtige Buße absetzen. Dein Vater wird's dir dann schon einbläuen. Komm mal mit.“

Damit zerrte er mich an dem zusammengedrehten Rockkragen auf die Böschung empor und hinter sich her. Als wir außerhalb der maigrünen Büsche standen, nahm er mir die Angel und die gefischte Forelle ab, wog sie mit Kennermiene auf der flachen Hand und sagte: „So, jetzt marsch nach Haus. Ich will jetzt deine armen Eltern nicht wecken. Aber zum Frühstück, da sehen wir uns wieder. Und dann gehen wir zusammen in die Schule und machen deinem Lehrer einen kleinen Besuch.“

Er leitete mich über die dämmerhellen Wiesen zurück zum elterlichen Hause. „So“, flüsterte er, als wir davorstanden, „und jetzt zeig mir mal, wie du in deine Kammer hinaufkommst, damit wir auch darüber unterrichtet sind.“

Ich tat ihm den Gefallen. Er hatte natürlich gedacht, daß mir das nicht möglich wäre. Er wollte mich wahrscheinlich noch anderer Gepflogenheiten überführen und sich an meiner Verlegenheit weiden. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, wie ich durch die verriegelte und verschlossene Haustür oder durch mein mit Zaundraht vermauertes Fenster wieder in meine Kammer gelangen könnte.

Aber das ging schneller, als er gedacht hatte. Ich zog die Schuhe aus und nahm den gewohnten Weg an der Regenrinne empor, gelegentlich in die Leisten der Obstspaliere tretend, und dann an der Dachtraufe entlang bis zu der schrägen Klappe, in der ich verschwand, um kurz darauf grinsend hinter meinem Fenster zu erscheinen.

Fortsetzung folgt



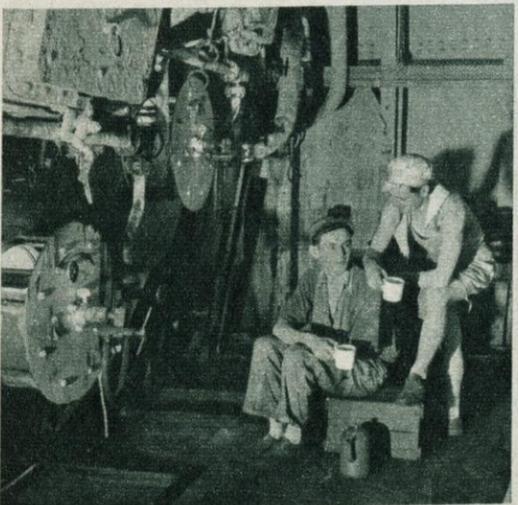
Ein Kuß für den Käptn, aber er hat ihn auch verdient. Jeder Familienvater hat Sorgen genug, wenn er an die Bescherung für Frau und Kinder denken muß. Aber Käptn Andersen hat 320 Kinder, 200 Mann Besatzung und 120 Passagiere, für die er sorgen muß.



Truthahn und Bier in der Messe hat der Käptn in Mengen auffahren lassen, und für die Stimmung sorgt jeder selbst, am meisten aber Gus, der der älteste Fahrensman an Bord ist und sich auch dementsprechend am Weihnachtsessen beteiligt. Leider kann man seine Scherze im „Aufwärts“ nicht drucken.



Smutje sucht 'ne stille Ecke, die Hauptarbeit hat er hinter sich, und nach lautem Lärmen ist ihm sowieso nicht zumute. Seine Frau sitzt an der Waterkant unter einem Weihnachtsbaum und denkt vielleicht gerade jetzt an ihn. Man müßte ihr schreiben, „Weihnacht, an Bord der Union Castle... „Ich bin einsam.“



Kein Gefühl wie Weihnachten hier unten vor den Dampfkesseln bei 65 Grad Hitze, sollte man meinen. Aber mit Weihnachten ist das eine eigene Sache. Da kann man sein, wo man will, im Eismeer oder in der Südsee, im trauten Heim oder Meter unter dem Meeresspiegel, mit nur 'ner Tasse Tee haut's hin.

Eine Weihnacht unter Palmen, unter einem tropischen Himmel — aber was bedeutet das, wo man Weihnachten feiert. Unser Schiff war eine kleine Welt, die für den Heiligen Abend in einem ruhigen Hafen vor Anker gegangen war. Warum kann die große Welt das nicht...
Fotos: Mauritius

Ein alter Knochen hat schon allerhand erlebt. Und es ist auch allerhand, was Gus — seine Freunde nennen ihn „Kon Tiki“ — zum besten gibt. Ein Glück, daß Passagiere und Besatzung nicht zusammenfeiern. Aber wenn man seit fünfundzwanzig Jahren jede Weihnacht auf dem Weltmeere gefeiert hat, dann sind nicht alle eitel Kerzenglanz gewesen.



Ich war Weihnachten an Bord der Union Castle

Unser Berichtstatter stieg mit der Kamera tief in den Bauch des Schiffes



Hinter dem Berg wartet die Familie

An den Tagen vor Weihnachten sollte man nicht reisen. Denn die Herbergen sind meist auch heute noch überfüllt, wie zu den Zeiten der heiligen Drei. Jedermann ist unterwegs, sich anzumelden, ein jeglicher in seiner Stadt, in seiner Familie. Meine Weihnachtsreise ging in jenem Jahr durch ganz Italien gen Süden, wo in einem kleinen Felsenort am Mittelmeer meine Familie auf den Vater wartete. Mit neun Stunden Verspätung kam ich in Castellamare an. Jenseits des gewaltigen Berges, des Monte Sant Angelo, warten die Meinen auf mich, sehr nah und doch sehr weit, denn es führen kein Zug und kein Omnibus mehr. In zwei Stunden würden sie die tausend Treppenstufen des Dorfes hinab zur Mitternachtsmette steigen — ohne mich! Denn ich hatte noch genau anderthalb Stunden mit dem Auto zu fahren, für den Fall, daß ich überhaupt eins auftreiben würde. Und das erschien mir aussichtslos. Ich blickte zum Monte Sant Angelo auf, als müßte der Berg, dessen Gipfel aus Silber getrieben schien, ein Einsehen haben und für eine halbe Stunde zur Seite rücken.

In diesem Augenblick stand ein Mann vor mir, genau gesagt: ein Herr. Sein Kopf war so silbrig wie das Haupt des Berges. Und er fragte mich — wirklich, warum ich derart traurig zum Monte Sant Angelo aufgeblüht hätte. Ich sagte ihm: weil da hinter dem Berg meine Familie auf mich wartete, ich hätte aber die Hoffnung bereits aufgegeben, in so später Nacht noch eine Fahrmöglichkeit nach P. aufzutreiben. Der Herr hörte aufmerksam zu, schloß die Augen und sagte dann lächelnd: „Sie sollen nicht vergebens Ihre Augen zu den hilfreichen Bergen aufgehoben haben. Kommen Sie!“

Er hieß mich mitten auf einem großen Platz warten. Die Cafés waren alle längst geschlossen, nur da und dort war ein Fenster erleuchtet. Ich betrachtete diese Lichter und zählte sie; mit jedem, das erlosch, schwand auch meine Hoffnung, noch in dieser Nacht heimzukommen, mehr und mehr dahin. Die Zeit kam mir endlos vor, und ich wartete doch erst wenige Minuten. Da fuhr neben mir ein Mietwagen vor. Der freundliche, weißhaarige Herr stieg aus, wies auf den Fahrer und sagte: „Ecco!“ Ich dankte dem Unbekannten und malte ihm die Freude meiner Frau und der Töchter aus, pries ihn und natürlich auch den Mann, der mich zu fahren bereit war, als die Urheber meiner Weihnachtsfreude. Er blickte mich einen Augenblick an, als erinnere er sich an etwas Fernes, Vergangenes. Dann sagte er: „Ein eigenartiges Gefühl, Urheber von Freuden zu sein, die man selber nie genoß. Sie sind unruhig, aber Ihre Unruhe hat ein Ziel, während manche, die in dieser Nacht unterwegs sind, kein Ziel haben! Addio!“

Er wandte sich mit leicht grüßender Hand schnell ab, ich blickte ihm geradezu erschrocken nach. Indem fuhr der Wagen mit einem scharfen Ruck an und warf mich gegen das Polster. Ich merkte, der Mann neben mir war nicht gut gelaunt. Der Preis, den er mir jetzt nannte, war

nicht so hoch, wie ich befürchtet hatte. Ich hatte mich auf den Platz neben ihn gesetzt, um mit ihm zu plaudern. Aber er antwortete auf meine Fragen nur mürrisch, blickte geradeaus und rauchte. Als wir die Paßhöhe hinter uns hatten und an der Südseite des Gebirges fuhren, zu unserer Rechten in der Tiefe das Meer, zur Linken die meist steil aufsteigenden Kalkfelsen, stieß der dicke Mann neben mir plötzlich einen gewürgten Schrei aus — es klang etwa so, als hätte er seinen Zigarettenstummel verschluckt. Ich fuhr herum, hörte die Bremsen kreischen, und als ich wieder nach vorn blickte, bemerkte ich im Scheinwerferlicht etwas auf dem Weg — etwas ... Im letzten Augenblick hielt der Wagen, die Lichter spielten viel vorsichtig fühlende Tentakeln an der unheimlichen Barriere mitten auf dem Fahrweg. Ein richtiger kleiner Berg rutschte, wie das auf dieser Küstenstraße oft geschieht, Schotter und Erde und auch einige zentnerschwere Felsbrocken auf den Weg geschüttet. Auf den Lippen des verstummen Fahrers entzündete sich endlich ein Fluch, der knatternd wie ein Feuerwerkskörper abbrannte.

Wir saßen fest. Denn auf einem derartig gewundenen Weg bis zur nächsten Stelle, wo der Wagen gedreht werden könnte, rückwärts zu fahren, das war nicht nur mühsam und gefährlich, sondern ohne ein starkes Rücklicht unmöglich.

Ich stieg aus, legte den Mantel ab und begann, ohne ein Wort, die größeren Steine, sofern ich sie bewegen konnte, auf die Seite zu rollen. Der in seinem Grimm verstummte Autista sah mir keine halbe Minute zu, da stand er neben mir, und wir wälzten größere Brocken, an denen ich vergeblich gerüttelt hatte, mit gemeinschaftlichem Hau und Ruck einen Meter nach rechts oder links. Bald hatte er selber den Befehl übernommen, wir schwitzten, und unsere einander anfeuernden Rufe wurden immer lauter und vernünftiger. Als wir den größten Brocken, den wir bisher, um den Mut nicht zu verlieren, übersehen und gar nicht erst angepackt hatten, endlich ins Auge faßten, merkten wir, daß er nicht zu bewegen war. Plötzlich lief mein dicker Mitarbeiter zu seinem Wagen und kam lachend mit der Winde wieder, mit der sonst der Wagen in die Höhe gehoben wird. Mit diesem unansehnlichen Werkzeug schoben wir den schweren Brocken so weit auf die Seite, daß uns der Weg schließlich notdürftig frei schien. Es kam nun nur noch darauf an, daß der Wagen auf der Masse aus Erde und Grießgestein nicht seitlich abrutsche und über das Wegmäuerchen zur Rechten in die Tiefe kippte. „Ich heiße übrigens Giuseppe“, sagte der dicke Mann, als wir zum Wagen gingen und einstieg. Ich nannte auf dieselbe Weise meinen Namen. Wir lachten „Eine schöne Nacht“, sagte Giuseppe und blickte in den wolkenlosen, ganz klaren Himmel, ich hatte selten so viele Sterne auf einmal gesehen. Der Motor sprang an und der Wagen nahm den breiten, unebenen Buckel des Hindernisses. Wir

hörten die Steine gegen den Boden des Wagens schlagen, dann fuhren wir auf dem Asphaltband.

Giuseppe ließ den Atem gehen und bat mich, ich solle ihm die Zigarette anzünden. Bei der Flamme blickte er mich mit einem verschmitzten Lächeln an und sagte: „Aber zurück fahre ich doch über den Gragnanom, man soll Gott nicht zweimal auf derselben Stelle versuchen!“

Ich dankte ihm und begann nun in der Vorfreude des Wiedersehens ihm von meiner Frau und den Töchtern zu erzählen. Giuseppe erzählte

von seinem ältesten Jungen, der dreizehn Jahre alt sei und ihm einmal, da er knapp zehn gewesen sei, mit dieser Karre hier ausgerückt sei. Wenn er dem Kleinen die Geschichte dieser Nacht erzähle, dann stiege er, der Vater, gewaltig in der Achtung des Jungen.

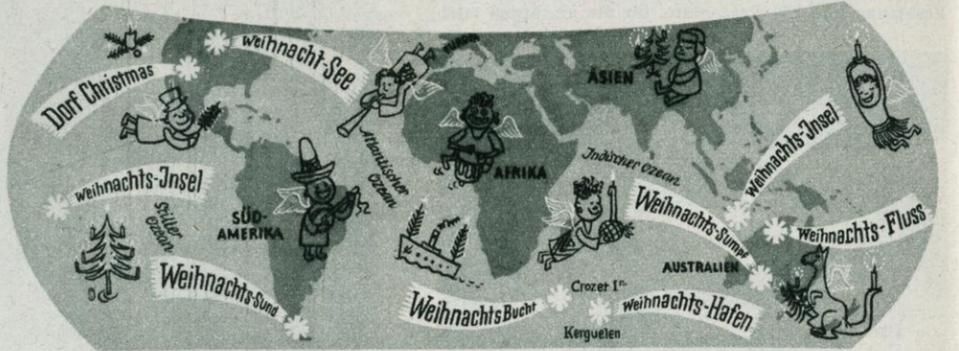
Als wir in P. Abschied nahmen, war es mir, als hätten wir uns schon seit langem gekannt. Zehn Minuten später trat ich durch den kleinen Garten in das weiße Haus auf dem Berge, gerade als die Glocken die Mitternacht verkündeten.

Stefan Andres

Von Orten, Inseln und Seen, die „Weihnacht“ heißen

Als unsere Vorfahren in der Kolonialzeit ähnlich den Flüchtlingstrecken unserer Tage auf Seelenverkäufern und schwimmenden Särgen unter Deck oder im Zwischendeck der ersten Dampfer den Ozean überquerten, da trugen sie zweierlei im Herzen: die Liebe zur Heimat und

Als brave Seeleute an der feuerländischen Küste plötzlich von stürmischen Winden überrascht wurden, bot ihnen ein von blauweißen Gletschern eingerahmter Sund in der heiligen Zeit seinen Schutz an; aus Dankbarkeit verliehen sie ihm die Weihnachtsbezeichnung.



die Erinnerung an dort glücklich verbrachte Festtage. So ist es nicht verwunderlich, wenn Auswanderer und Seeleute in der heiligen Zeit entdecktes Gelände oder gegründete Ortschaften nach dem Weihnachtsfest benannten.

Als Auswanderer, Bergleute von Beruf, durch das düstere Felsengebirge in USA zogen und im heutigen Staate Arizona genau am Weihnachtstag reiche Kupfer- und Silberminen entdeckten, da war es selbstverständlich, daß sie später den paar Blechhütten, zu denen sich bald noch Kirche und Kneipe hinzugesellten, den Namen des schönsten Festes, Christmas (Weihnacht) gaben.

Weihnachtsinsel

Wenn wir weiter genau die Landkarte studieren, dann kann man zwei Weihnachtsinseln entdecken. Die eine wurde vom bekannten Seefahrer Cook am 25. Dezember 1779 am Horizont gesichtet und dann näher untersucht. Was lag wohl näher, als sie nach dem Festtag zu bezeichnen? Die Insel ist aber recht unnahbar, denn spitze Korallenriffe haben schon manch stolzem Schiff Tod und Verderben gebracht. Die andere Weihnachtsinsel wird vollkommen von einem Vulkan eingenommen, der südlich von Java aus dem Indischen Ozean heraussteilt; die näheren Zusammenhänge mit dem Fest kennen wir heute nicht mehr.

Im südlichen Indischen Ozean liegen bekanntlich die Crozet- und Kergueleninseln. Sie dienen Walfängern als Ausgangsstation, und da sie erstmalig die Weihnachtszeit hier bei strahlendem Sonnenschein verbrachten, so erinnern noch heute ein Hafen und eine Bucht an das Fest.

Weihnachtsfluß

Wir dürfen auch den Weihnachtssee in den Rocky Mountains nicht vergessen, der mit seinem Namen einer gottverlassenen Gegend etwas Glanz verleiht.

Ja, und dann gibt es noch einen Weihnachtsfluß im nordwestlichen Australien. Die festliche Bezeichnung wollen wir ihm gönnen, denn umherziehende Farmer sahen ihn zum ersten Male an den heiligen Tagen. Aber Fluß? Nein, das ist zu viel des Guten für diese trockene Angelegenheit. Man muß schon Glück haben, wenn man in ihm etwas Wasser entdecken will. Schließlich hat dieser gegensätzliche Kontinent sogar noch einen salzig-morastigen Sumpf mit festlicher Bezeichnung. Ob seine Namengeber unprosaisch veranlagt waren, oder ausgerechnet zur Festzeit dort „versumpften“, soll nicht näher untersucht werden. Auf jeden Fall wollen wir hoffen, daß ihnen der heutige „Weihnachtsumpf“ nicht die Festtagsfreude verdorben hat.

Ein Bart mit Gummiband

Das hatte sich der Weihnachtsmann bestimmt nicht vorgestellt, als er sich am Weihnachtsabend sorgfältig vor dem kleinen Gartenhaus die schweren Stiefel vom Schnee reinigte und dann schellte. Der Vater öffnete ihm sofort die Tür. Die Kinder waren nämlich schon ganz ungeduldig geworden und meinten gar, der Weihnachtsmann habe sie vergessen, weil ihr Haus doch etwas abseits lag und nur klein geraten war. Als der Weihnachtsmann nun mit schweren Schritten die steile Treppe zur Wohnung der jungen Leute hochstapfte, erschrak das vierjährige Mädchen doch etwas. Ob sie wohl noch ihren Weihnachtsspruch wußte? Wohl hundertmal hatte sie ihn leise und laut vor sich hergesagt, um ihn ja nicht wieder zu vergessen. Die Großmutter wußte ein Liedchen davon zu singen. In ihrer engen Kammer hatten die beiden Kinder, die vierjährige Dorle und die zweijährige Karin, auf die Besucher gewartet. Mutter und Vater rüsteten in der Zeit alles für den Empfang des Weihnachtsmannes.

Nun stand der Weihnachtsmann am oberen Treppenabsatz und verschauelte. Man konnte es deutlich hören. „Sind hier denn gar keine Kinder?“ fragte er mit seiner lauten, guten Stimme. „O doch“, erwiderte der Vater lächelnd. „Sie sind ja so still!“ „Ja, das macht die Erwartung!“ „Soso! — Na, wo ist denn die Weihnachtsstube?“ „Hier bitte! — Soll ich schon mitkommen?“ „Nein, auch der Vater muß warten! — Wenn ich läute, gehen die Kinder voran!“

Der Weihnachtsmann rumorte gewaltig in der Weihnachtsstube. Oh, wie lange das alles dauerte. Dann schellte die helle Glocke. Die Kinder sprangen jubelnd vom Schoß der Großmutter. Die Kleinen durften vorangehen. Die Erwachsenen folgten. Zaghaft öffnete sich die Tür. Dorle und Karin standen auf der Schwelle, zag, sichtlich berührt von dem strahlenden Lichterglanz des Tannenbaumes und der hohen Gestalt des Weihnachtsmannes. Ja, das war ein richtiger Weihnachtsmann, wie man ihn auf den Bildern sieht. Die rote Kapuze fiel ihm weit in das Gesicht. Der lange weiße Bart reichte bis auf die Brust. Und dann die dicke rotgefrorene Nase. Er steckte in einem weiten Pelzmantel, der gewiß ordentlich wärmte. Ja, und dann der Riesensack. Den hätten ihr sehen müssen! Aber er wurde noch nicht gleich geöffnet. Zuerst mußte Dorle ihren Spruch auflesen. Dabei

spielte der Weihnachtsmann dauernd mit seiner großen Rute und machte sich am Sack zu schaffen.

„Das hast du fein gemacht, Dorle!“ sagte er. Oh, wie seine Stimme in dem kleinen Raum dröhnte! Er mußte gewiß in seinem tiefen Walde immer sehr laut sprechen. Dann ließ er sich noch von Karin die kleine Patschhand geben und streichelte die brave Dorle. Sie durften ihm auch beim Verteilen der Päckchen helfen. Immer wieder erhielt die Großmutter, der Vater und die Mutter Geschenke. Dorle macht schon ein langes Gesicht. Aber unten im Sack fand sich dann doch noch eine Menge für die beiden Kinder. Sie jauchzten und wollten gleich mit ihren Spielsachen spielen. Der Weihnachtsmann war aber auch zu nett! Er nahm Karin sogar auf den Arm und erzählte sich etwas mit ihr.

Da wurde die Kleine sehr zutraulich, umarmte den Weihnachtsmann und spielte mit seinem Bart. Plötzlich entdeckte sie ein Gummiband und zog daran aus Leibeskräften. Da wurde der Weihnachtsmann plötzlich ganz blaß. Sein Bart fing furchtbar an zu wackeln. Die dicke rote Nase fiel ihm bis auf das Kinn, und seine Augen saßen ihm auf den Wangen. Dorle beobachtete alles sehr genau. Sie sagte: „Der Weihnachtsmann sieht aber putzig aus! — Meine Nase sitzt aber ganz fest!“ — „Ja, der Weihnachtsmann ist schon sehr alt!“ erklärte der Vater und geleitete den Weihnachtsmann schnell aus der Stube.

„Der Weihnachtsmann sagt ja gar nichts mehr!“ stellte Dorle bedauernd fest. Erst auf dem Flur, als der Vater schnell das zerrissene Gummiband geknotet hatte und der Weihnachtsmann sein altes, ehrwürdiges Gesicht wieder hatte, ließ er noch einmal seine Stimme erschallen: „Auf Wiedersehen, Kinder! Bleibt schön artig!“

Dorle meinte nachher: „Der arme Weihnachtsmann! Der muß aber schon alt sein, daß ihm seine Nase wegrutscht! Und so leise hat er nachher gesprochen! Ich glaube, er war krank!“ „Ja, der gute Alte, so muß er sich für euch abschleppen! Da müßt ihr gewiß ganz brav sein, damit er im nächsten Jahr wieder gesund ist“, mahnte die Großmutter. Vater und Mutter lächelten eigentümlich. Karin machte sich noch weiter keine Gedanken. Aber Dorle erzählte später immer wieder die Geschichte von dem armen kranken Weihnachtsmann, dem plötzlich die Nase auf das Kinn gerutscht war.



Jetzt, kurz vor Weihnachten, sind die Wege leer. Nur die Spuren der Menschen sind noch da. Jetzt ist es gut, diesen Weg zu gehen. Man ist allein mit sich. Man kann überlegen, warum in den Städten solch ein Lärm gemacht wird vor Weihnachten. Warum dieser Rummel? Als Christus vor 2000 Jahren in einem Stall geboren wurde, war das ein Wunder. Das Wunder vollzog sich in der Stille. Wir brauchen diese Stille, wenn wir teilnehmen wollen an dem Wunder. Foto: G. Viollon

Cornelias dritter Brief aus Neuyork

Ich wette, ihr habt mit euren Weihnachtseinkäufen drüben in Deutschland genau soviel zu tun wie ich hier in den Staaten. Man kann es sich natürlich auch einfach machen. Die großen Kaufhäuser schicken einem umfangreiche Kataloge mit der Post ins Haus, da braucht man nur anzuhaken, und alles wird dem guten Freund, dem man es schenken will, pünktlich zu Heiligabend frei Haus geliefert, von einem Paar Strümpfe bis zur Segeljacht, von einem Strauß Tannengrün bis zum letzten Cadillac-Modell. A propos Tannengrün, auch das gibt es in den Staaten. Die deutsche Art, Weihnachten zu feiern, setzt sich immer mehr durch, und in jedem Jahr werden die Leute, die sich einen Weihnachtsbaum mit Kerzen und Kugeln schmücken, zahlreicher. Man erzählt mir, daß auf einem der größten Plätze in Neuyork, dem Times Square, im vorigen Jahr ein weihnachtlich geschmückter Tannenbaum von 45 Meter Höhe gestanden hat. In diesem Jahr wird es wieder so sein. Ich habe euch ein Bildchen vom Rockefeller Plaza beigelegt, nicht wahr, wenn die Wolkenkratzer nicht wären, könnte man fast meinen, das sei in irgendeiner schönen deutschen Stadt? Nun, man kann oft meinen, man wär in Deutschland. Und ganz bestimmt, wenn man zum Beispiel einen der vielen deutschen Klubs besucht. Eigene Kirchen haben die Deutschen Stadt. Nun, man kann oft meinen, man in fast allen Kirchen Amerikas die gleichen Lieder singen, für welche Nationalität sie auch da sind, denn unser gutes altes „Stille Nacht, heilige Nacht“ ist auch in den Staaten — und ich glaube sogar, überall in der Welt — das meist gesungene und vielleicht auch das meist empfundene Weihnachtslied. Bis nächstes Mal — fröhliche Weihnachten. Eure Cornelia.

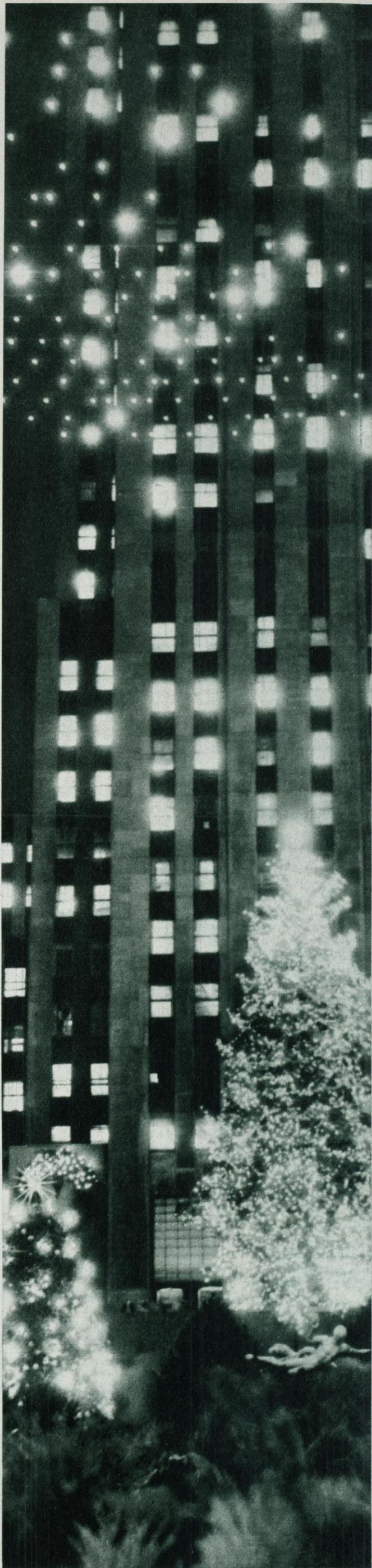


„Holy night, silent night“ so fängt „Stille Nacht, heilige Nacht“ auf englisch an, und so wird es am Heiligen Abend in allen amerikanischen Kirchen und in fast allen amerikanischen Familien gesungen werden. In dieser Kirche in Neuyork wird man es jedoch auf deutsch singen, denn dies ist eine von vielen deutschen Kirchen in den Staaten.

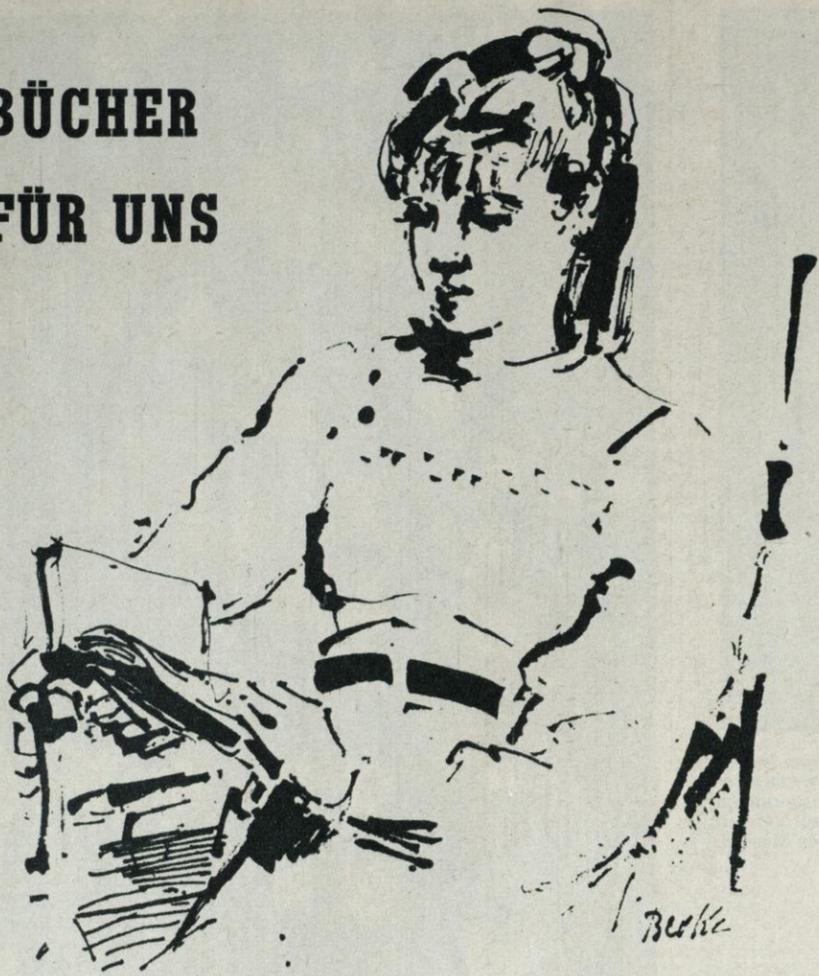
Amerika auf den Nabel gesehen



Wir machen uns einen Mann aus Schnee, meine Kolleginnen von der Firma, bei der ich mich vor kurzem beworben hatte und von der ich auch mittlerweile eingestellt worden bin — mit besten Wünschen für die Zukunft — und ich. Als ich vorgestern morgen aus dem Hause ging, lag hoher Schnee. In der Mittagspause haben wir dann in dem kleinen Park, der zu unserem Betrieb gehört, Schneeballschlachten veranstaltet und uns ans Schneemannbauen gegeben. Ich bin froh, daß ich nicht in den Südstaaten bin, da ist jetzt noch — oder schon — Sommer. Und das wäre dann doch zu wenig weihnachtlich.



BÜCHER FÜR UNS



Ein menschliches Dokument

Lotte Paepckes Buch „Unter einem fremden Stern“ (Frankfurt a. M. 1952, Verlag der Frankfurter Hefte, 123 Seiten, DM 6.80) ist ein politisches Dokument und — wichtiger noch — ein echtes document humain. Eine jüdische, „arisch“ verheiratete Frau erzählt, wie sie während des Dritten Reiches lebte oder vielmehr: wie sie, vom wirklichen Leben abgetrennt, plötzlich und willkürlich verfeimt, unsäglich gedemütigt und schuldlos gejagt, kaum mehr zu den Lebenden zählt und doch um eben diesen letzten Rest von Leben mit der ganzen Zähigkeit ihrer leidgewohnten Rasse kämpft und gerade noch siegt — so freilich „siegte“, daß sie, als sich ihr endlich die Freiheit bietet, sie nicht mehr erträgt.

Nie geht es dieser Frau darum, in Selbstmitleid nur ihre eigene Geschichte zu erzählen; immer weitet sie aus ins Allgemeine, so daß sie zugleich die Geschichte aller ihrer Schicksalsgefährten berichtet und, in den bitteren Tränentropfen der einzelnen gespiegelt, das Leid des hundertmal heimgesuchten jüdischen Volks. Sie erzählt ruhig und einfach, ohne Pathos und ohne Schärfe, aber durch ihre gelassenen Worte quillt leise, doch unaufhaltsam die gerechte Bitterkeit der zu Unrecht Geschlagenen. Nie aber wird ihr diese Bitterkeit zum Haß. Immer wieder macht sie den klugen, den ergreifenden Versuch, den Feind zu verstehen als einen selbst nur Getriebenen und das Schicksal von Tätern und Opfern in einem höheren, der Zeit entrückten Zusammenhang zu sehen. Welches tiefe, ruhige, persönlichem Affekt unzugängliche Wissen, geboren aus uralter kollektiver und neuer individueller Leiderfahrung spricht aus dem letzten Satz des Buches, der seine Summe und geistige Essenz darstellt: „So mögen wir beide (Verfolgte und Verfolger) stark sein, zu tragen, was uns auferlegt ist: einander vor Augen zu sein in der über uns verhängten Zeit bis an das Ende aller unserer Tage. Die letzte unserer gemeinsamen Stunden wird ihr rätselvolles Antlitz enthüllen und wird uns beiden, ihnen und uns, den Sinn offenbaren.“

Um dieser nobeln und weisen Haltung willen ist das Buch zu schätzen und zu lieben.

Luise Rinser

Die Überlebenden

Roman von Eduard Peisson.
Kiepenheuer-Verlag Köln

Die „Nivada“, ehemaliger Passagierdampfer, im Krieg Munitionsschiff, wird auf ihrer Fahrt nach Archangelsk von einem deutschen Unterseeboot torpediert. In einem Rettungsboot befinden sich die einzigen Überlebenden: zwölf Mann der Besatzung, der schwerverwundete Kapitän Talan und Hamm, der dritte Offizier. — Stürme, Wellenberge, Kälte — das Boot wehrlos, fast einer Nußschale gleichend. Mit ungeheurer Spannung, ausgefeilter Sprache und Menschenkenntnis versteht es der Autor, dem Leser die Gedanken und seelischen Regungen der Schiffbrüchigen nahezubringen. Ob sie nun noch immer angstvoll zu dem gebähten Kapitän, der in dem kleinen, nicht allzu seetüchtigen Boot am Sterben ist, hinüberstarren, an daheim denken, in der Gier nach Reichtum, um den Geldsack des Schiffszahlmeisters zu besitzen, die Regung des Verbrechens, des Mor-

des, in sich tragen, oder ob es das kindliche Wimmern des Schiffsjungen Kamille ist. Nein, Peisson bringt nicht nur nahe, der Leser erlebt und erspürt auf einmal Regungen in dem dunkeln Labyrinth des eigenen Ichs, die vielleicht zurzeit in der Sicherheit unseres warmen Zimmers nicht ganz so stark, abgeschwächt und gebändigt sind. Und aus allem formt sich die Erkenntnis, daß uns nicht nur die Wasser des Meeres, sondern auch die Wellen des Lebens innerlich schütteln, hin und her werfen und wohl auch ertrinken lassen, wenn nicht, wie bei Peissons „Überlebenden“, nach achtundvierzig Stunden ein rettendes Schiff unsern Weg kreuzt, um auf gerader Bahn weiterzuziehen.

JOSEF DEUTZ

Adam Stegerwald

Bund-Verlag, 172 Seiten, Leinen 6.80 DM

Dieses Buch ist eines der Bücher, die uns fehlen. Hier liegt ein erster Versuch vor, das Leben und Wirken eines Mannes in einem Ganzen festzuhalten, der einem Teil der deutschen Gewerkschaftsbewegung sein Gepräge gab. Am Leben Adam Stegerwalds wickelt sich die Geschichte der ehemaligen christlichen Gewerkschaften ab. Wie kaum ein anderer beeinflusste und bestimmte Adam Stegerwald diese Entwicklung. Wenn er zu den führenden Köpfen der deutschen Arbeiterbewegung gezählt wird, dann nicht zuletzt deshalb, weil er stets bemüht blieb, über das Trennende und Gegensätzliche hinweg das Gemeinsame des gewerkschaftlichen Wollens zu sehen.

Vom Schreinergeresellen ist er zum Gewerkschaftsführer und in verantwortliche politische Stellungen und Ministerämter aufgerückt. In seinem Lebensweg zeichnet sich der Aufstieg der Arbeiterschaft zu politischer und wirtschaftlicher Gleichberechtigung.

Dieses Buch gehört in die Hand eines jeden jungen Menschen; denn hier wird ihm ein Stück lebendige Gewerkschaftsgeschichte geboten, die für die Arbeit in den Gewerkschaften von heute von großem Nutzen ist.

HELGE INGSTAD

„Nunamit“ Unter den Inland-Eskimos von Alaska

400 Seiten, mit 74 Abbildungen, Originalzeichnungen der Eskimos und einer Landkarte.
Universitas-Verlag, Leinen 17.50 DM

Ingstad schildert seinen Aufenthalt bei einem von der Zivilisation fast unberührten Eskimostamm im Innern Alaskas. Er ist ein natürlicher Gast unter den Menschen der Urzeit, mit denen er im Zelt und am Lagerfeuer, auf der Jagd und auf Wanderungen zusammen lebt wie einer der Ihren. Der Verfasser erzählt von deren Leben und Gebräuchen mit einer Stimme, die in uns die Sehnsucht nach dem Lande erweckt, in dem er geweilt hat. In den Bericht sind zahlreiche Märchen und Mythen der Eskimos verflochten, ihre Gesänge werden durch Notenbeispiele wiedergegeben. Die schönen Aufnahmen, die der Verfasser von seinen Freunden, den Eskimos, machte, zeigen uns eine Welt, in der, bei aller Mühsal um das tägliche Leben, das Dasein von Frohsinn erfüllt ist.

AUS UNSEREN GRUPPEN

Gewerkschaftsjugend in Nord und Süd • Auszüge aus Leserbriefen

Im Plenarsaal des Landtages

von Nordrhein-Westfalen trafen sich am 23. November 1952 370 Kolleginnen und Kollegen der IG Chemie, Papier, Keramik des gleichnamigen Landesbezirks. Sie wollten berichten, was sie im vergangenen Jahr geschaffen hatten, wollten sich kennenlernen und schließlich überlegen, was noch zu tun sei. Dazu schreibt uns der Kollege Fritz Libuda, Siegen, über den zweiten Teil der Veranstaltung:

„Das Wort Demokratie gehört glücklicherweise zu jenen Fremdwörtern, die man so niederschreiben kann, wie man sie spricht — was nicht heißen soll, daß dieses Wort auch genau so einfach zu begreifen und zu verstehen ist. Darüber waren wir uns auch einig, als wir am Nachmittag des 23. November im Düsseldorf Landtagsgebäude zusammenkamen, um das Referat unseres Kollegen Matthias Föcher »Jugend in der Demokratie« zu hören.

Die einleitenden Ausführungen des Kollegen Föcher beschäftigten sich mit der Gewerkschaftsarbeit in einem demokratischen Staat: »Eine freie und unabhängige Gewerkschaftsarbeit ist nur in einer staatlichen Ordnung möglich, die auf dem Boden der Demokratie verankert ist. Demokratien haben ein vielfältiges Gesicht. Eine Demokratie, die nicht auf der Grundlage des Sozialen beruht, eine Demokratie, die nicht gewillt ist, auch in Gesetzgebung und Verwaltung das demokratische Prinzip der Gleichberechtigung zu praktizieren, eine solche Demokratie krankt irgendwie an Spannungen und Differenzen, die auf die Dauer gefährlich werden können. Wir haben eine besondere Vorstellung von einer demokratischen Ordnung. Diese demokratische Ordnung wird nur Bestand haben, wenn sie ehrlich gegen sich selbst ist, wenn der Gedanke des Sozialen, das Streben nach Gleichberechtigung, auch in der Gesetzgebung seinen sinnfälligen Ausdruck findet!«

Abschließend forderte Kollege Föcher die jungen Arbeitnehmer auf, besonders dafür zu sorgen, daß der Gedanke des Sozialen — als sicherste Grundlage der jungen Demokratie — immer mehr wachsen möge. »Seid leidenschaftliche Vertreter dieses demokratischen Gedankens. Damit steht und fällt die Zukunft der Arbeitnehmerschaft und damit auch die der deutschen Gewerkschaftsbewegung, des einzigen Garanten einer guten Zukunft und einer vernünftigen sozialen Fortentwicklung«, rief uns der Kollege Föcher zu.“

Heime, Heime ...

Nach wie vor haben wir viel zu wenige, nach wie vor wissen in den meisten Orten unsere Jungen und Mädchen nicht, wo sie zusammenkommen sollen.

Die Kollegen aus Neustadt (Bayern) konnten im September wenigstens ihren Grundstein legen. Die Jugendgruppen der umliegenden Ortschaften hatten es sich nicht nehmen lassen, zu dieser Feier zu kommen. Die „Bauherrn“ haben allerlei Mühe gehabt mit Planung, Finanzierung und Baubeginn (die es erlebt haben, wissen ein Lied davon zu singen). Aber nun dürfte es nicht mehr allzulange dauern, bis die 280 Junggewerkschafter aus Neustadt ein eigenes Heim haben.

Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- a) von links nach rechts:
1. Stadt in Frankreich, 4. Tierisches Fett, 7. Baumfrucht, 8. Zeitbegriff, 9. Erzählung, 11. Fluß in Italien, 13. Kapitalertrag, 15. Gewässer, 17. Strom in Asien, 19. Böse Gesinnung, 21. Lebewesen, 23. Zufluchtsort, 25. Zahlwort, 26. Elektrotechn. Begriff, 27. Gute Laune, 28. Verwandte, 29. Grenzstreifen.
- b) Von oben nach unten:
1. Vesuvmasse, 2. Stadt in Belgien, 3. Röm. Herrscher, 4. Lustbarkeit, 5. Nebenfluß der Aller, 6. Gewächs, 10. Europ. Landschaft, 12. Fehlos, 14. Raubtier, 15. Kurort in Belgien, 16. Maßeinheit, 18. Stadt in Polen, 20. Engl. Dichter, 21. Gangart, 22. Ansprache, 23. Strom in Asien, 24. Engl. Titel.

Auflösung aus Nr. 24

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Eberhard, 7. Kartell, 8. Ase, 9. Igel, 11. Ar, 12. Gans, 13. anti, 14. Erna, 15. Klee, 16. Rabe, 20. Lie, 21. kariert, 22. Bernhard. — Senkrecht: 2. Bastard, 3. Haag, 4. Arie, 5. der, 6. Elfriede, 8. Angelika, 9. Isar, 10. Lake, 11. Atelier, 17. Ader, 18. Bern, 19. Orb.

Fortsetzung von Seite 9

Das Haus ist niemals voll

Grund gefällt, und unter den Betten lagen die Pakete mit den Geschenken. Stechpalmen schmückten das Kaminsims.

Konnten wir noch ein weiteres Kind annehmen? ...

„Wir müssen unserem Gewissen folgen“, sagte der Vater. Und abends schlüpfte unsere Kleine, mein blauäugiges, braunhaariges Töchterchen zu mir ins Zimmer. „Mama, wir müssen das Kindchen zu uns nehmen, sonst hab' ich keine Freude an Weihnachten“, sagte sie.

Und so schrieb ich denn mit Billigung der ganzen Familie den Brief, der den Kleinen zu uns führte. Ein winziges dunkles Geschöpf, das uns mitten in der Nacht von freundlichen Fremden übergeben wurde, die eilends wieder gingen und es zurückließen, ein schweigendes Häufchen Elend, mit weitaufgerissenen Augen und einem Däumchen, das im Mund festgewachsen schien. Ich zog dem Kind Mantel und Mütchen aus und hielt es lange schweigend auf dem Schoß.

Die Mindener Kolleginnen und Kollegen sind dagegen schon soweit. Am selben Tag, da in Neustadt der Grundstein gelegt wurde, konnte in Minden/Westfalen Einweihung gefeiert werden. Groß ist das Heim nicht. Es hat zwei nette Räume. Die werden sie zu schätzen wissen, denn seit Jahren wußten die Mindener überhaupt nicht wohin.

Spielgemeinschaft Duisburg

Darüber hätten wir eigentlich längst einmal berichten müssen, über die Spielgemeinschaft der Gewerkschaftsjugend Duisburg nämlich. Die haben in diesem Sommer sogar Tournee durch Nordrhein-Westfalen gemacht: Duisburg, Marl, Hüls, Lüdinghausen, Hamm, Münster, Ibbenbüren, Osnabrück, Bad Melle, Enger, Lübbecke, Minden, Bad Oeynhausen, Vlotho, Herford, Bielefeld, Bad Lippspringe, Paderborn, Wewelsburg, Lippstadt, Soest, Möhnesee, Menden, Iserlohn, Hagen, Gevelsberg, Blankenstein, Duisburg. Krone des Ganzen: Sie durften am 29. Juli 1952 auf den Ruhrfestspielen das Laienspiel „Der Ruf aus dem toten Grund“ von Hertha Sellschopp aufführen.

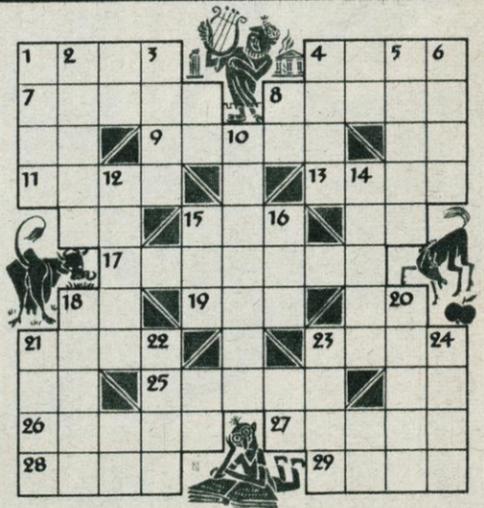
Die ganze Strecke haben sie mit dem Fahrrad abgetrampelt, so jeden Tag 40 bis 45 Kilometer. Das ist — je Tag — ja nicht viel. Aber die Duisburger wollten nicht nur spielen, sondern auch was sehen. Abends haben sie dann immer gespielt und getanzt und bei den Kollegen des jeweiligen Orts- oder Kreis Ausschusses Quartier bekommen.

„Was wir wünschen“, schreiben uns die Duisburger selber in ihrem ausführlichen Bericht: „daß es uns auch ferner gelingen möge, mit unseren bescheidenen Kräften dazu beizutragen, daß alte und junge Menschen dann und wann in ihrem Alltag eine Stunde unbeschwerte Heiterkeit finden mögen, daß es uns beschieden sein möge, Wort, Anruf und Mahnung dichterischer Menschen für eines Spieles kurze Dauer glaubwürdig zu machen. Daß aber, allem voran, unser Spiel recht vielen jungen Menschen den Anstoß geben möge, sich nicht nur vorspielen zu lassen, sondern in aller Ernsthaftigkeit und Fröhlichkeit selber zu spielen.“

Ein Jahr Jugendarbeit

in der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen überschreibt der Kollege Gerhard Kerber von der Ortsjugendleitung Berlin-Neukölln seinen Bericht über das, was sich in seinem Landesbezirk dieses Jahr getan hat.

Ein Jahr ist keine lange Zeit. Immerhin haben die Berliner HBV-Kollegen schon fünf Gruppen aufgebaut, und mittlerweile werden es — so vermuten wir, weil der Bericht nicht mehr ganz neu ist — bestimmt mehr geworden sein. Und das ist allerhand für Berlin mit seinen vielen Sorgen und Nöten. Der Bericht des Kollegen Kerber schließt: „... erkennen wir, daß die jungen Angestellten, aus denen sich unsere Jugendgruppen zusammensetzen, sich durchaus nicht so passiv verhalten, wie man es fälschlicherweise immer wieder hinzustellen versucht, sondern sich im Gegenteil sehr aktiv zeigen, wenn sie richtig geleitet werden, und daß sie freudig mitarbeiten, wenn man sie in der geeigneten Art und Weise auffordert.“



Leser schreiben an den Aufwärts

Lieber Aufwärts!

Mit Interesse haben wir den Bericht in Nr. 22 „Strafe: Sechs Bücher lesen“ verfolgt. Die Gewerkschaftsjugend in Darmstadt hat schon mit dem Darmstädter Jugendrichter über die straffällig gewordene Jugend diskutiert und ist der Auffassung, daß die „Urteile“ sehr fortschrittlich sind. Daß diese neue Verfahrensweise erfolgreich ist, beweist die Tatsache, daß nur 19 v. H. der Jugendlichen rückfällig wurden und immerhin 81 v. H. wieder auf den richtigen Weg kamen. Im übrigen ist es bei uns in Darmstadt so, daß von „Aufsehern“ keine Rede sein kann; unser Jugendrichter kontrolliert nämlich die gemachten Auflagen selbst. In dem betreffenden Fall ist zu sagen, daß die Presse das Primäre nicht berichtet hat. Der Junge — der übrigens sehr intelligent ist — war von der Fürsorgeerziehung wegen guter Führung entlassen worden. Nachdem er im Lehrlingsheim gestohlen hatte, mußte er wieder zurück. Der Jugendrichter bemüht sich nun, die Erziehung so zu gestalten, daß der Junge nach seiner Entlassung auf die rechte Bahn kommt. Das Lesen der Bücher und Schreiben der Aufsätze während der Freizeit ist eine Auflage, die vielleicht eine innere Wandlung des jungen Menschen herbeiführen kann. — Wir finden diese Erziehungsmaßnahme gar nicht so abwegig.

Lieber Aufwärts! Vielleicht bringst Du diesen Beitrag zur Ergänzung Deines Artikels.

Mit kollegialem Gruß
Jugendgruppe der Industriegewerkschaft
Chemie, Papier, Keramik
Verwaltungsstelle Darmstadt.

Was es so alles gibt ...

Das geschah vor einiger Zeit: Montags wurden die 40 neu eingestellten Anlernlinge einer Firma in einen Omnibus verfrachtet und nach Brilon-Wald zur Untersuchung gefahren. Freitags fehlten ihnen DM 3,60 in der Lohntüte für die Fahrt nach Brilon-Wald.

Samstags erhielten die vierzig ein Schreiben: „Nach den gegebenen Vorschriften ist die Fahrt bei Einstellungsuntersuchungen vom Eingestellten zu zahlen. Aus sozialen Gründen wollen wir ausnahmsweise das Fahrgeld in Höhe von DM 3,60 nach Brilon-Wald (Lungenheilstätte) erstatten.“

Es gehört heute zum guten Ton, sozial zu sein. Man hat zwar viel Ärger damit, aber man hat noch mehr Ärger, wenn man nicht mitmacht. Und schließlich kann man es von den Steuern absetzen, wenn das Soziale im Rahmen bleibt. Wenn man dann noch den Arbeitern auf geschickte Weise klarmacht, was man alles für sie tut, bringt das auch einigen Gewinn.

Auch hier ward also jedem geholfen: Die Anlernlinge hatten ihre DM 3,60 wieder. Der Chef hatte den Neuen gezeigt, was für ein guter Mensch er sein konnte. Und der „soziale Gedanke“ hatte einen neuen Fortschritt zu verzeichnen.

Köstlich, was sich heute alles sozial nennt. Aber man muß mit der Zeit gehen. A. R.

Man lese — und schüttle den Kopf

Der jetzt schon seit Wochen in vielen Filmtheatern der Bundesrepublik laufende schwedische Film „Sie tanzte nur einen Sommer“ hat einen ungeahnten Publikumerfolg.

Das dürfte auch für Skeptiker ein Beweis für die Qualität dieses Filmes sein, der auf eine kitschige Handlung wie auch auf jede schwüle Erotik verzichtet.

Um so unverständlicher ist uns daher das Benehmen des Lehrmeisters eines großen Bonner Betriebes.

Dieser versuchte den in der betreffenden Lehrwerkstatt arbeitenden Lehrlingen den Besuch des Filmes zu verbieten.

Gewiß, es ist lobenswert, wenn ein Meister versucht, auch über seinen eigentlichen Wirkungskreis hinaus alle negativen Einflüsse von den ihm anvertrauten Lehrlingen fernzuhalten. Nur bedarf es dazu doch wohl einer gewissen Qualifikation und objektiven Urteilskraft. Und die scheint in diesem Falle sehr zu fehlen.

Doch fast keiner der Lehrlingen ließ es sich nehmen, diesen Film nun erst recht zu besuchen. H. B.



In die unendliche Eiswüste von Lappland führt die Spur der zwei Werkspione, die von dem Polizeiinspektor Petersen und dem Forscher Nils Ahlen verfolgt werden. Petersen und Ahlen müssen sich schließlich einem Renttiertreck anschließen, um die unwirtliche Eiswüste durchqueren zu können. Die flüchtigen Spione wissen jedoch die Verfolger so geschickt in die Irre zu leiten, daß die Renttierherde in einen Abgrund stürzt und grausam umkommt. Plötzlich sind die Wölfe da. Aus den Jägern werden Gejagte, die sich in ihrer Not auch noch in einen Schneesturm verirren. Langsam kommen die Wölfe näher und näher. Immer dreister wagen sie sich in die Nähe der erschöpften Männer, Frauen und Kinder. Die Munition wird immer knapper. Da kommt in höchster Not Hilfe. Vorbeiziehende Lappen greifen mit Jagdadlern die Wölfe an. Adler jagen Wölfe. Fotos: J. A. Rank

Wölfe in der Nacht



Mit Adlern Wölfe jagen konnten der Sage nach zuerst die Juraker, ein den Lappen verwandter Stamm, der seine Heimat in Sibirien hatte. Die zogen riesige Königsadler auf, ein Meter groß und mit einer Flügelspannweite von zwei Meter. In mühevoller Arbeit wurde das Tier darauf dressiert, daß es sich an seinen Herrn gewöhnt. Der bildet den Jagdinstinkt seines Adlers weiter aus. Vorerst werden nur hingeworfene Fleischbrocken gejagt.



Die erste lebende Beute ist ein kleiner Schneehase. Wenn man ihn losläßt und über das weiße Feld jagt, wird auch der Jagdadler freigelassen. Der Kampf ist kurz. Der gewaltige Schnabel hat in wenigen Sekunden das kleine Tier zerrissen. Nun muß der Dresseur den wild um sich schlagenden Adler wieder in seine Gewalt bekommen. Auf einen Lockruf muß er reagieren. Vom kleinen Schneehasen bis zum Wolf ist aber noch ein sehr weiter Weg.

Nur die Lappen, jenes Nomadenvolk im äußersten Norden von Europa, richten noch Königsadler auf Wölfe ab. Nur sie allein kennen noch diese Art der Jagd. Noch! Die meisten von ihnen haben schon moderne Jagdgewehre, die schneller, sicherer und müheloser mit den reißenden Wölfen fertig werden. Wer die Wölfe noch vom Adler schlagen läßt, tut es aus Freude an dieser großen Kunst. Meistens sind es die Älteren, die noch die Geduld zu so was haben.

Früher war das freilich anders, als die Wölfe noch in unzähligen Rudeln durch das Land streiften und Mensch und Tier nie Ruhe vor ihnen hatte, als es noch keine weittragenden Gewehre gab und man aus ein paar hundert Meter Entfernung den gierigen Räubern schon einen Denktzettel auf den Pelz brennen konnte. Wenn die riesigen Biester erst nahe heran waren, dann war das Unglück schon geschehen, und so schnell sie gekommen, so schnell verschwanden sie auch wieder.

Damals kamen kluge Menschen auf den Gedanken, große Königsadler für die Wolfsjagd abzurichten. Diese Adler sollten den Feind schon in der Ferne schlagen, schon in jener Zone abschrecken, in der er für den Menschen unerreichbar war, und sollte so alle schützen: den Menschen und sein wertvollstes Eigentum, sein Vieh, die großen Renttierherden.

Nun, das ist lange her. Die Gewehre leisten heute bessere Arbeit und ersparen die jahrelange und mühevollen Dressur. Die Jagdadler sterben aus. Die letzten ihrer Art können wir jetzt in dem J.-Arthur-Rank-Film „Wölfe in der Nacht“ sehen.



Adler jagen Wölfe. Nur noch wenige Lappen beherrschen diese Kunst. Diese Originalaufnahme von einem dressierten Adler, der einen Wolf schlägt, stammt aus dem J.-Arthur-Rank-Film „Wölfe in der Nacht“, der auch bei uns läuft.

Weihnachtsmarkt

Wer findet wen oder was auf dem Großheubacher



- 1 wartet auf ihren Mann, der einen Weihnachtsbaum kaufen ging. Wo ist er?
- 2 sucht seine beiden Tauben. Wo sind sie?
- 3 sucht seine Weihnachtsgans. Wo ist sie?
- 4 halten Ausschau nach dem Nikolaus. Wo ist er?

- 5 pfeift nach Karlchen, der das Kofferradio mitgenommen hat. Wo ist er?
- 6 wartet auf Oma, die eine Puppe kaufen wollte. Wo ist sie?
- 7 sucht ihren Bräutigam. Wo ist er?
- 8 hat man die Lanze entwendet. Wo ist sie?

Jacopp Ohr garniert:

DIE BUNTE SPORTPLATTE

James J. Jewell, der berühmte englische Fußballschiedsrichter, ist seinem großen Vorgänger Langenus bald gefolgt. Er starb vor kurzem, wesentlich jünger noch als der auch erst 62-jährige Belgier. Jewell wurde der Fußballwelt bekannt, als er im Cupfinale 1938 in der 120. Minute Elfmeter pfiff. Nach Verlängerung stand es zwischen Huddersfield und Preston immer noch 0:0; ein Wiederholungsspiel schien unvermeidlich. Prestons Rechtsverbinder George Mutch war bei einem entschlossenen Durchbruch von Huddersfields Spielführer und Stopper, Alf Young, gelegt worden. Es war — vom Zuschauerstandpunkt aus — ein klares Foul. Jewell hätte es leicht über- oder gar nicht sehen können, aber er zögerte keinen Augenblick, er hatte den Vorgang genau gesehen, er pfiff, wie nur ein großer Schiedsrichter pfeifen kann, ohne Ansehen der Wichtigkeit des Spiels, der Spannung, der Erschöpfung aller Beteiligten, des Zeitpunkts oder des Platzes, wo das Vergehen stattfand. Mutch lag am Boden, als Jewell zum Elfmeterpunkt lief. Im Vorbeigehen sagte er halblaut zu dem müden Mutch: „Kein Grund liegenezubleiben. Ich habe Strafstoß gegeben.“ Mutch krabbelte hoch, hinkte zurück. Es gab zwei Minuten vergeblicher Versuche Youngs, dem Schiedsrichter zu „erklären“, daß er korrekt gerempelt hätte. Dann, etwa zwei Minuten nach Ablauf der Spielzeit, schoß Mutch selbst den Ball ins Netz, das Spiel war aus. Preston hatte — in der 123. Minute — die stolze Fußball-Trophäe gewonnen: The English Cup. Jewell war ein echter Schiedsrichter.

Der argentinische Berufsfußballspieler Hector Laurentino ist zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden, weil er im Januar dieses Jahres zwei Spieler einer gegnerischen Mannschaft durch absichtliches Foulspiel verletzte.

Bei den kritischen Stimmen über die deutsche Mannschaft, die in Augsburg mit 5:1 Toren über die Schweiz triumphierte, ist der Schalcker Rechtsaußen Berni Klodt wohl am schlechtesten weggekommen. Er war sicherlich in der großartig operierenden deutschen Fünferreihe auch der schwächste Mann.

Nicht uninteressant war es, in diesem Zusammenhang auch jene Meinung zu hören, die Berni Klodts großer Gegenspieler, Charly Casali, äußerte. Casali — übrigens ein Mann mit großer Länderspielerfahrung — hat auch noch nach diesem Spiel eine gute Meinung über den Schalcker Flügelstürmer. Er gab es sogar schriftlich für Berni Klodt mit. Es heißt da:

„Lieber Berni! In Stuttgart (beim ersten Kampf Deutschland — Schweiz nach dem Kriege) hast Du mich in der ersten halben Stunde mit Deiner Schnelligkeit immer überspielt, so daß ich mir wie ein Anfänger vorkam. Ich hoffte, daß ich mich einmal revanchieren könnte. Das ist heute in Augsburg eingetroffen. Ich wußte, daß ich Dich mit meinem harten Spiel von Anfang an unsicher machen konnte. Heute spielte ich gegen Dich sehr hart, so daß Du den Mut verlorst.“

Casali gehörte an diesem Tage übrigens zu den besten Schweizern. Er war wirklich sehr hart, wie er selbst sagt, wenn auch in keinem Fall unfair. Als linker Läufer hatte er bei der Schweizer Riegeltaktik die besondere Aufgabe, Berni Klodt zu bewachen.

Um das Fußball-Länderspiel Deutschland gegen die Schweiz in Augsburg miterleben zu können, hatten sich einige Jugendliche bereits am Samstagabend in den Toiletten des Rosenau-Stadions eingeschlossen. Die Fußballenthusiasten verbrachten dort die Nacht, wurden jedoch am

Sonntagfrüh gegen 7 Uhr entdeckt, als Ordner noch einmal sämtliche Anlagen des Stadions auf „blinde Passagiere“ absuchten. Zunächst weigerten sich die Jugendlichen, die Türen der Toiletten zu öffnen. Erst als die Ordner drohten, die Türen einzuschlagen, kamen sie schlotternd vor Kälte heraus und erklärten, sich eingeschlossen zu haben, weil sie keine Karten bekommen hätten.

1956 veranstaltet Melbourne die XVI. Olympischen Spiele. Der Direktor der Londoner Spiele 1948, H. J. Holt, ist bereits ab Februar nach Melbourne engagiert, um den Australiern in der Organisation der Weltspiele beizustehen. Inzwischen haben sich bereits 15 Städte gemeldet, die 1960 die XVII. Spiele durchführen wollen, unter ihnen Lausanne, der Sitz des IOK, Tokio, Brüssel, Rom, Los Angeles, Philadelphia, Rio de Janeiro u. a.

Vor drei Monaten verließen die letzten Olympiateilnehmer das Olympische Dorf zu Helsinki. Die Olympiasieger und Medaillengewinner allerdings hatten es eiliger, denn auf sie warteten größtenteils zahlreiche Startverpflichtungen. Nur so kann es erklärt werden, daß in der Eile ein Medaillengewinner so vergeblich war, seine Medaille liegenzulassen. Aber heute, fast vier Monate nach Schluß der Spiele, wartet diese Medaille immer noch auf ihren Besitzer. Vorläufig liegt die Bronzemedaille noch wohlverwahrt im Fundbüro in Helsinki. Alle Nachforschungen nach dem Eigentümer waren bisher erfolglos. Ob sich der vergebliche Medaillengewinner noch melden wird?

Sportkameradschaft im wahrsten Sinne des Wortes vollbrachten die Spieler des Bezirksligisten SV Wöllstein (Südwest). Als ihr linker Läufer wegen Erntearbeit absagen wollte, halfen sie ihm vormittags geschlossen beim Kartoffelausmachen. Nachmittags konnte er mitspielen.

Der Oberbürgermeister der rheinisch-pfälzischen Landeshaupt- und Universitätsstadt Mainz erließ eine Anordnung, die Rheinbrücke jedesmal festlich zu beleuchten, wenn Mainz 05 nach einem Auswärtspunktesieg heimkommt!

Lange Serien im Fußball sind wie Tunnels ohne Ende, wie gespenstige Korridore, aus denen es kein Entkommen gibt. In England ist jetzt eine zu Ende gegangen. Dreißig Jahre (so etwas muß man in Worten schreiben) hat Chelsea die Tottenham Hotspurs nicht schlagen können, jetzt ist's zum ersten Male gelungen, auf dem Rasen von Stamford Bridge, der Heimstätte von Chelsea.

Tottenham war ganz außer Tritt. Und hätte doch nicht verloren, wenn Ramsey nicht einen Elfer verschossen hätte. Eben dieser Ramsey, der in der Nationalmannschaft die Elfer schießt. Seinen Wollswear zog Torwart Weber, FC Singen 04, im Punktspiel gegen ASV Cham vom Leibe und hüllte mit ihm den verletzten hinter seinem Tor liegenden Mittelstürmer des Gegners, Legin, ein, damit er nicht friere.

Manchmal kann man im Kopf haben, was man in den Füßen hat. „Sugar“ Ray Robinson hat zwar seine Weltmeisterschaft im Mittelgewichtsbereich noch nicht aufgegeben, beschäftigt sich aber gegenwärtig weit mehr mit seinen Füßen als mit seinen Fäusten. Er tritt als Tänzer auf, wofür er 15 000 Dollar in der Woche erhält. Da sein Kontrakt auf sechs Wochen lautet, soll er — alle diese Zahlen sind mit Bedacht und einem Abzug bis zu 50 v. H. zu genießen — in einmonatigen Monaten fast 100 000 Dollar verdienen, wobei ihm niemand auf die Nase klopfen oder sonstwie zu nahe kommt.

Das Berufungsverfahren des deutschen Schwergewichtlers Wilson Kohlbrecher (Osnabrück) wurde von der nächsthöheren Gerichtsinstanz abgewiesen. Kohlbrecher war vor etwa einem Jahr wegen einer Geldstrafe von 500 DM und später bei seiner ersten Revision zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden.